P. o. gall.
1781
+ 13

P.o.gall. Rabou

1781.n 13

Leihbibliothek
von
C. Gugerl
in
München,
[illegible] Nr. 18.

[illegible]

C. Gugerl.

Der Bettler von Montlhery.

Eine Criminalgeschichte

von

Charles Rabou.

Leipzig, 1847.
Literarisches Museum.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Rabou's Werke.

Dritter Band.

Der Bettler von Montlhery.

Leipzig, 1847.
Literarisches Museum.

Der

Bettler von Montlhery.

Eine Criminalgeschichte

von

Charles Rabou.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Aus dem Französischen

von

Louis Fort.

Leipzig, 1847.
Literarisches Museum.

= Gesch. Fresenius

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Am 21. September des Jahres 1742 besuchte ein Mousquetair des Königs, genannt der Chevalier von Saint-Thomas, der mit einem niedlichen Geschöpfchen, welche als Haushälterin bei dem Pfarrer von Saint-Medard diente, eine Liebschaft angeknüpft hatte, zum ersten Male dieses Mädchen. Der ehrliche Pfarrer wurde durch das Podogra, an dem er fürchterlich leiden mußte, an seinen Lehnstuhl gefesselt, und die Schöne hatte also volle Freiheit, ihren Galan zu empfangen. Die Liebe beschäftigte sie indessen nicht so ausschließlich, daß sie nicht Zeit gehabt hätten, ein vortreffliches Abendessen zu verzehren, welches das gutherzige Mädchen bereitet hatte, und da der Wein aus dem Pfarrkeller ganz nach dem Geschmack des Chevalier war, so schonte er ihn so wenig, daß, als es zur Trennung kam, seine

Beine einige Einwendungen dagegen machten, ihn in seine Wohnung zu tragen.

Da sich ein Mousquetair fürchterlich compromittirt haben würde, wenn man ihn betrunken und fast um Mitternacht aus dem geistlichen Hause hätte kommen sehen, so benutzte unser Chevalier eine Hinterthür, welche auf den an die Pfarrwohnung stoßenden Gottesacker führte, zu seinem Rückzuge. Nachdem er den Ort des Todes durchschritten hatte, brauchte er nur über die Mauer zu klettern, um auf die Straße zu gelangen, ohne daß eine lebende Seele ahnen konnte, woher er kam.

Die Nacht war finster und nicht ein Stern funkelte am Himmel, wohl aber wurde er häufig von Blitzen durchzuckt, bei deren Scheine man die von allen Seiten sich aufthürmenden Wolken gewahren konnte. Das näherkommende Gewitter, verbunden mit dem Schauerlichen des Ortes würde bei jedem Andren als bei einem Mousquetair eine gewisse Angst gerechtfertigt haben; aber man weiß, daß diese Art Leute, welche an Ausschweifungen und nächtliche Abenteuer gewöhnt waren, sich nicht darum kümmerten, ob sie dem lieben Gott oder dem Teufel auf ihrem Wege begegneten. Auch unser Mann trat daher ohne auf die Atmosphäre des Todes zu achten, die ihn von allen Seiten

umgab, trällernd, wenn auch auf schwankenden Füßen, den Weg über das Feld der Ruhe an, indem er sich, wie eine fliegende Henne, an alle Gegenstände stieß, die sich auf seinem Wege befanden. Dies dauerte so lange, bis sich plötzlich die Erde unter seinen Füßen öffnete, und er, so lang er war, in ein frisch gegrabenes Grab fiel, welches am folgenden Morgen zur letzten Wohnung eines Prokurators beim Châtelet eingeweiht werden sollte.

Nachdem er sich so erfolglos wie eine Schildkröte, die man auf den Rücken gelegt, abgequält und nach der Reihe auf alle Heiligen des Paradieses geflucht hatte, kam der Chevalier zu der Ueberzeugung, daß es ihm in seinem Weintaumel nie gelingen werde, sich aus dieser Falle herauszufinden, und er faßte daher den Entschluß, ruhig darin zu bleiben und zu schlafen, wie die Todten um ihn her.

Er mochte ohngefähr seit einer Stunde in diesem Schlummer liegen, als ein Gefühl von Kälte über seinen gangen Körper und die heftigen Donnerschläge, die unter strömenden Regen über ihm krachten, ihn daraus weckten. Da das Wasser, welches der Himmel in seinen Wein gegossen, ihn völlig nüchtern gemacht hatte, so konnte er die Gegenstände, die ihn umgaben, ziemlich deutlich erkennen, und so

wurde er, nachdem er sich aufgerichtet hatte, Zeuge einer merkwürdigen Scene, die wenige Schritte von ihm vorging.

Von dem Monde beleuchtet, welcher die nach dem Horizont zu fliehenden Wolken zu durchbrechen begann, sah er einen Mann, der ein Grab zuschüttete, und die Erde mit den Füßen zutrat, als wollte er die Spur seiner Arbeit unsichtbar machen. Da unser Mousquetair sich bei einer zu dieser Stunde und bei einem solchen Wetter unternommenen Beerdigung eben nichts Gutes dachte, so konnte er sich nicht enthalten, den Bösewicht zu unterbrechen, welcher allem Anschein nach beschäftigt war, die Kunde eines Verbrechens zu vergraben, und er rief ihm daher mit der hohlsten Stimme, die er in seiner Brust erzeugen konnte, ein „Wer da!" zu, durch welches Jener nicht wenig überrascht wurde.

Dies war vielleicht nicht ganz klug gehandelt, denn wenn der nächtliche Todtengräber Kaltblütigkeit behalten hätte und wirklich beschäftigt war, die Kenntniß eines Verbrechens zu verbergen, so hätte er leicht denjenigen suchen können, der sich in seine Angelegenheiten mischte, und würde dann wahrscheinlich nicht glimpflich mit ihm verfahren sein. Da er aber mit seiner Arbeit ziemlich zu Stande gekommen

war, so begab er sich, sobald er diese Stimme hörte, die ihm vielleicht eine übernatürliche Dazwischenkunft zu sein schien, in größter Eil auf die Flucht, so daß sich schon nach wenigen Augenblicken das Geräusch seiner Schritte in der Ferne verlor.

Jetzt verließ der Chevalier sein Grab, und beschloß, sich auf der Stelle wegen der Vermuthungen Licht zu verschaffen, welche dieses ungewöhnliche Begräbniß in ihm geweckt hatte. Er fand sehr bald die Stelle, wo die Erde aufgegraben worden war, und da hier zugleich das Grabscheit lag, welches ein Todtengräber gestern Abend zurückgelassen, und das zur Ausführung des geheimnißvollen Geschäfts gedient hatte, so grub er nach und stieß bald auf einen völlig bekleideten Leichnam.

Indessen hatte sich das Gewitter gänzlich verzogen, und der Mond beschien mit seinem vollen Lichte diese schauerliche Scene. Bei dem Scheine desselben konnte der Mousquetair sehen, daß der Todte ein Mann von mittlem Alter war, und nach seiner Kleidung und seinem ganzen Aeußeren den höheren Ständen anzugehören schien. Er berührte sein Gesicht und seine Hände, die er ganz kalt fand, und konnte daher nicht zweifeln, daß der Ermordete völlig ohne Leben war. Wahrscheinlich würde

er seine Untersuchung noch weiter fortgesetzt und besonders danach geforscht haben, ob er nicht eine Wunde an dem Leichname entdecken könnte, aus welcher sich auf die Art seines Todes schließen ließ; aber plötzlich hörte er die Schritte mehrerer Pferde, welche, mit Waffengeklirr vermischt, in der Richtung der Kirchhofmauer näher kamen, und ihm den Hauptmann der Schaarwache verriethen, der mit einigen seiner Leute durch die Straße patrouillirte. Da er sogleich berechnete, daß die Mauer niedrig genug war, daß ein Mann zu Pferde leicht über dieselbe hinwegsehen konnte, und da er nicht Lüst hatte, an einem Orte bemerkt zu werden, wo ihm die Erklärung seiner Anwesenheit ziemlich schwer geworden sein würde, so hielt es der Chevalier für klug, sich aus dem Staube zu machen. Er lief daher nach der entgegengesetzten Seite von Derjenigen, wo die Schaarwache herkam, kletterte behend über die Mauer, und beeilte sich, das Hotel der grauen Mousquetaire zu erreichen, wo er auch unaufgehalten ankam.

2.

Die Ermordung eines Menschen war übrigens keine Sache, die im Stande gewesen wäre, einen besonders starken Eindruck auf den Chevalier von Saint-Thomas zu machen, der von Natur sehr händelsüchtig war und schon mehr als einmal sein eigenes Leben und das eines Anderen im Zweikampf aufs Spiel gesetzt hatte; indessen waren die tragischen Umstände, unter denen das Ereigniß der verflossenen Nacht sich ihm dargestellt hatte, die Ursache, daß er am folgenden Morgen den lebhaften Wunsch empfand, den Vorfall noch weiter zu erforschen, um womöglich den geheimnißvollen Zusammenhang desselben zu entdecken.

Er ging daher wieder nach dem Gottesacker und bemühte sich, die Stelle aufzufinden, wo das Drama gespielt hatte; allein er hatte sich die nächsten Gegenstände nicht hinlänglich genau gemerkt, und der Tag gab überdies dem Ganzen ein zu verändertes Ansehen, als daß er seinen Zweck hätte erreichen können. Das Grab, in welchem er so unfreiwillig einen Theil der vorigen Nacht zugebracht hatte, und das ihm als Ausgangspunkt hätte dienen können, war jetzt ohne Zweifel von seinem wirklichen

Besitzer eingenommen, denn er fand kein einziges offenes auf dem ganzen Todtenacker, obgleich er diesen nach allen Richtungen durchlief.

Da er einen Mann bemerkte, der in einem Winkel arbeitete, ging er auf ihn zu, und suchte durch einige geschickt angebrachte Fragen von ihm zn erfahren, ob seit gestern nichts vorgefallen sei, was auf jenes Abenteuer Bezug hatte; aber der Mensch war so dumm, daß er ihn kaum verstand, und noch weniger eine Antwort zu geben vermochte. Er wollte dann den Kirchner von Saint-Medard aufsuchen, welcher die Aufsicht über den Gottesacker hatte; aber er überlegte, daß, wenn er diesem etwas von seiner Anwesenheit mitten in der Nacht erzählte, wo um diese Zeit Niemand Zutritt hatte, er ihm auch erklären müsse, wie er dahin gekommen war und dadurch die fromme Person, die ihn mit ihrem Wohlwollen beehrte, compromittiren würde. Aber durch dieses Mädchen selbst konnte er vielleicht die beste Auskunft erhalten, und da er auf den Abend wieder zu ihr gehen wollte, so entschloß er sich, seine Neugierde bis dahin zu zügeln.

Er erhielt jedoch auch von dieser nicht die Aufklärung, die er gehofft hatte, denn als er ihr den Vorfall erzählt hatte, wollte die schöne Haushälterin ihm nur geringen Glauben schen-

fen. Sie behauptete, daß der, den er in seinem Rausche für einen Mörder gehalten, vielleicht ein Student der Medicin gewesen sei, der, wie es damals oft geschah, einen Leichnam zum Behuf der Section habe stehlen wollen. Da Saint-Thomas ihr hierauf entgegenhielt, daß die Todten aus den gebildeten Ständen doch gewöhnlich in einem Sarge und in ein Schweißtuch gehüllt, nicht aber in ihren gewöhnlichen Kleidern begraben würden, so gestand sie ein, daß dieser Umstand allerdings zu denken gebe, und versprach, den Kirchner zu fragen, als hätte sie selbst etwas von ihrem Fenster aus bemerkt, und als wollte sie ihn auf diese nächtliche Unordnung an einem seiner Obhut anvertrauten Orte aufmerksam machen.

Als sie jedoch diesen Mann fragte, behauptete er, entweder weil er wirklich nichts gesehen hatte, indem der Mörder vielleicht nach der Entfernung des Chevalier zurückgekommen war und die Oeffnung zugeschüttet, oder weil er sich, wenn er etwas entdeckt hatte, keinen Tadel wegen seiner mangelhaften Aufmerksamkeit zuziehen wollte, er habe gar nichts bemerkt.

Da der Chevalier einsah, daß das Geheimniß für ihn unergründlich war, hatte er zwar den Gedanken, die Sache bei der Behörde anzuzeigen; da er aber diese Absicht gegen

seine Geliebte äußerte, machte ihm diese, welche für ihren guten Ruf besorgt wurde, darauf aufmerksam, daß in der Regel nichts durch solche Dienstfertigkeit zu gewinnen sei, wobei man den Finger zwischen den Baum und die Rinde steckte, und daß man überhaupt nicht wissen könne, auf welche Gegner man hinter dieser Unthat stoßen würde.

Diese und andere sehr verständige Gründe veranlaßten unsern Mousquetair zu dem Geständniß, daß die Haushälterinnen der Pfarrer nie Unrecht haben können, da sie ihre Erleuchtung unmittelbar von dem heiligen Geiste erhielten.

„Gut,“ sagte er daher, „wir wollen die Todten ruhen lassen, wir wollen der Liebe pflegen und dem guten Weine zusprechen,“ und indem er sofort an die Ausführung dieser guten Vorsätze ging, stellte er es der Vorsehung anheim, diesen dunklen Handel aufzuklären, fest entschlossen, sich nicht weiter darum zu kümmern.

3.

Wir sind weit entfernt, unsren Lesern eine ähnliche Resignation zuzumuthen, und sind auch vollkommen im Stande, ihre Neugierde zu befriedigen. Um dies jedoch zu können, müssen wir etwas zurückgehen, und bitten sie, uns dabei ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Einige Jahre vor der Zeit, in welcher das von uns mitgetheilte Ereigniß geschah, erhielt Herr Tiquet, Parlamentsrath in Paris, den Besuch einer jungen Dame, welche kam, um ihm einen Prozeß anzuempfehlen, über den er Bericht zu erstatten hatte. Das junge Mädchen war die Tochter eines ehemaligen Offiziers, der ihr nichts hinterlassen hatte, als eine große Schönheit und ein kleines Gut in der Picardie, daß ihr etwa sechs bis siebenhundert Livres eintrug, und dessen Besitz eine Stiefmutter ihr streitig machte, welche behauptete, daß nach dem Heirathscontract ein Theil davon ihr gehöre. Da ein gütlicher Vergleich nicht zu erreichen gewesen war, hatte man die Sache bei Gericht anhängig gemacht, und die Entscheidung machte Fräulein von La Bazinière um so mehr Sorgen, als ein bedeutender Theil des streitigen

Gegenstandes schon durch die Prozeßkosten aufgezehrt worden war.

Fräulein von La Bazinières hatte in Saint-Cyr eine gute Erziehung genossen; sie hatte einen lebhaften, angenehmen Character, und erklärte ihre Angelegenheit in so gewählten Ausdrücken, daß Herr Tiquet, bei welchem das Anziehende ihrer äußeren Erscheinung noch außerdem so empfehlend für sie sprach, sehr bald von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt wurde. Er versprach, den Prozeß mit der größten Sorgfalt zu prüfen und die Entscheidung möglichst zu beschleunigen, und in der That, schon nach einigen Tagen erhielt das schöne Mädchen ein Urtheil, durch welches ihre Gegenpartei mit ihren Ansprüchen vollständig abgewiesen wurde.

Da Fräulein von La Bazinières dem Herrn Parlamentsrath noch einen Besuch machte, um ihm ihren Dank abzustatten, empfing er sie mit einer so zuvorkommenden Artigkeit, daß er sich nicht hätte anders benehmen können, wäre er auch schon wirklich von ihren Reizen gefesselt gewesen. Er erkundigte sich mit Theilnahme nach den Plänen der jungen Dame in Bezug auf ihr ferneres Leben, und fragte sie, ob sie nicht vielleicht eine Heirath im Auge habe. Als sie ihm darauf antwortete, daß sie bei ih-

rem geringen Vermögen nur wenig Hoffnung habe, einen Mann zu finden, widersprach er ihr galant wegen dieser Ansicht, und versicherte ihr, daß das Jahrhundert nicht so sehr von eigennützigen Rücksichten beherrscht werde, daß sich nicht ein Mann finden sollte, der ein Mädchen um ihrer selbst willen und ohne nach ihrem Vermögen zu fragen, zu seiner Gattin wählte.

Es verging keine lange Zeit, so wurde Fräulein von La Bazinières durch deutlichere Schritte in den Ideen bestärkt, welche durch die Wendung, die dieses Gespräch genommen hatte, natürlich in ihr geweckt worden waren. Sie erfuhr von der Wirthin, bei der sie in Paris gewohnt hatte, daß vorsichtige Erkundigungen über ihre Verhältnisse, ihren Character und ihre Aufführung bei derselben eingezogen worden waren. Diese Frau, welche früher bei ihrer Mutter gedient, hatte sie seit ihrer Kindheit gekannt, und nahm den innigsten Antheil an ihrem Schicksale. Die Auskunft, die sie gab, war daher ganz vortheilhaft, und was bei solchen Gelegenheiten nur selten der Fall ist, sie wich von der Wahrheit wenig oder gar nicht ab. Herr Tiquet, welcher diese Erkundigungen veranstaltet hatte, glaubte, nicht länger nöthig zu haben, mit seinen Absichten hinter dem Berge

zu halten, und er schrieb daher einen dringenden, aber achtungsvollen Brief an das Fräulein, mit welchem er ihr sein Herz und sein Vermögen zu Füßen legte. Da er eine sehr gute Partie, und das junge Mädchen ganz ihre eigene Herrin war, so machte sie keine großen Umschweife, um das Anerbieten des Herrn Parlementsraths anzunehmen, welcher dadurch zum glücklichsten Sterblichen wurde.

Wir können nicht genau sagen, wie weit der Eindruck ging, den der galante Tiquet auf das Herz Derjenigen gemacht hatte, die so rasch seine Gattin geworden war. Jedenfalls würde er einen großen Fehler begangen haben, wenn er bei ihr auf eine ebenso heiße und überspannte Liebe gerechnet hätte, wie die seinige war. Herr Tiquet war schon über vierzig Jahre alt und hatte nichts in seinem Aeußeren, was eine große Liebe hätte wecken können, und auch sein Geist, der für sein Amt zwar vollkommen ausreichend war, hatte weder etwas Ausgezeichnetes, noch etwas Glänzendes. Von seinem Character konnte man sich schon deshalb nur einen mittelmäßigen Begriff machen, weil er mit einem jugendlichen Leichtsinn eine Verbindung geschlossen hatte, bei welcher nicht die geringste Uebereinstimmung in Bezug auf Alter und Vermögen stattfand, wodurch er bewies, daß Klugheit

und Ueberlegung keineswegs hervorstechende Züge desselben waren. Alle diese negativen Eigenschaften waren seiner Auserwählten nicht entgangen, und nur die Rücksicht auf die Vortheile des Vermögens und der gesellschaftlichen Stellung, welche sie in dem ihr angetragenen Geschäft fand, hatten ihren Entschluß bestimmt. Um die Stellung der Parteien mit einem Worte zu bezeichnen, es war die Liebe, welche sich mit dem Verstande verheirathete. Ließ sich daraus nicht schon von vornherein auf ein schwieriges und unruhiges Verhältniß schließen?

Es verging keine lange Zeit, so begannen die Keime des Zerwürfnisses, welche im Schooße dieser Verbindung schlummerten, ihre Früchte zu tragen. Es ist selten, daß sich um eine schöne Frau nicht sehr bald eine gefährliche Atmosphäre von Galanterie und berauschenden Huldignngen bildet, welche ganz geeignet ist, ihr die Begriffe von ihren Pflichten zu verdunkeln, und die Grundvesten ihrer Tugend unmerklich zu untergraben. Wenn eine solche Frau, die von allen Seiten belagert und überlistet wird, nicht in der Liebe zu ihrem Gatten ein sicheres Abwehrungsmittel besitzt, so wird sie bald den Unternehmungen eines oder des andren der gegen die Unverletzlichkeit ihrer ehelichen Treue verschworenen Versucher zugäng-

lich werden, und Niemand kann die Gefahren ermessen, denen dann die Ruhe und Ehre des beklagenswerthen Ehemannes ausgesetzt ist.

Allein es war nicht genug, daß Herr Tiquet in diese gefährliche Lage versetzt worden war, er sollte auch selbst die Katastrophe beschleunigen, welche durch seine Anlage zur wüthendsten Eifersucht, der er den freiesten Spielraum ließ, unausweichlich herbeigeführt wurde. Immer bereit, seine Gattin mit bitteren und unbegründeten Vorwürfen zu quälen, wurde er ihr bald unerträglich, und sie bereute es mehr als einmal, um den Preis ihres Lebensglückes die ehrenvolle gesellschaftliche Stellung und den Wohlstand, in den sie gekommen war, erkauft zu haben.

Allein auch noch ein andrer, obgleich untergeordneter Umstand trug dazu bei, Tiquets häusliche Ruhe zu stören.

Er hatte schon seit geraumer Zeit einen Menschen, Namens Jean Doucet, in seinem Dienste, den Sohn eines seiner Pächter, welcher eine kurze Zeit in einem Seminar gewesen war, in der Absicht, sich zum Geistlichen zu bilden, und sich so über seinen väterlichen Stand zu erheben. Die Verarmung seiner Familie hatte ihn jedoch verhindert, eine Erzie-

hung zu vollenden, von der er schon großen Nutzen zu ziehen begann, und dadurch war er in eine noch tiefere Sphäre herabgeworfen worden, als in der er geboren war. Doucet, der von Natur einen finsteren, gallsüchtigen Character besaß, hatte diese Demüthigung tief empfunden, und seine Anlage zur Menschenfeindlichkeit war dadurch im hohen Grade entwickelt worden. Allein sein Herr verzieh dies seiner getäuschten Hoffnung, sich in eine bessere Stellung aufzuschwingen, und da er übrigens treu und pünktlich in seinem Dienste, artig in seinem Benehmen und ordentlich in seinen Sitten war, so behandelte ihn Tiquet nicht wie einen Bedienten, sondern beehrte ihn mit einem fast unbeschränkten Vertrauen.

Bei seinem eifersüchtigen und argwöhnischen Character hätte der Parlamentsrath nur zu viel Veranlassung gehabt, Doucet zum Theilnehmer an der strengen Aufsicht zu machen, welche er gegen seine Gattin ausübte; aber er hatte gar nicht nöthig, einen Schritt zu thun, um seinen Eifer für die Ausübung dieser ehelichen Polizei zu wecken. Doucet übernahm diese Rolle aus freiem Antriebe, und ohne dazu aufgefordert worden zu sein, umgab er seine Gebieterin mit einem System der thätigsten Beobachtung, durch welches jeder Schritt der-

selben vollständig controlirt wurde. Da in Folge der dienstfertigen Berichte dieses Menschen mehrere unangenehme häusliche Scenen vorfielen, bei denen Madame Tiquet die Spuren seiner Einwirkung erkannte, so war es natürlich, daß sie einen tödtlichen Haß auf ihn warf, und ihn aus dem Dienst zu bringen suchte. Aber Tiquet hütete sich wohl, sich eines so nützlichen Gehülfen zu berauben, und Doucets Credit bei ihm stieg in dem nämlichen Verhältniß, als seine schöne Gebieterin sich Mühe gab, ihn zu stürzen.

Das fortdauernde Spioniren dieses gemeinen Menschen und die Unterstützung, die er dabei von Seiten ihres Gatten fand, verletzten das Ehrgefühl der armen Frau so sehr, daß schon schlimme Gedanken in ihr erwacht waren, als ein noch viel directerer Einfluß die Wage vollends auf die Seite der bösen Entschlüsse herabzog.

Das mit häuslichem Kummer erfüllte Herz der Madame Tiquet fühlte das Bedürfniß, sich einer Freundin mitzutheilen, und die Gattin eines Requetenmeisters, mit welcher sie bekannt geworden war und die ihr einen lebhaften Antheil an ihrer Lage zu nehmen schien, wurde von ihr zur Vertrauten ihres geheimen Kummers gemacht. Diese gab ihr den Rath, der

Behandlung, die sie zu erdulden hatte, einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Es ist gewiß der schlimmste Einfluß, der auf das Leben einer Frau ausgeübt werden kann, wenn eine andere Frau sie zum Bösen anreizt und ihr dem Weg zum Verderben ebnet. Frau von Turgis, deren Schönheit bereits zu welken begann, und die schon seit langer Zeit in sehr skandalöse Intriguen verwickelt gewesen war, suchte von den Ueberresten einer verschwindenden Jugend noch den möglichst fröhlichsten Gebrauch zu machen. Diese Frau wurde die Rathgeberin und unzertrennliche Freundin der Madame Tiquet, und zog sie nach und nach zu ihren Grundsätzen und zu ihrer Lebensweise hin, ohne daß die Verführte bemerkte, wie weit sie jeden Tag auf der Bahn des Bösen fortschritt.

Unter den Personen, welche bei Frau von Turgis aus und eingingen, befand sich auch ein Gardeoffizier, Namens Montgeorge, den man wegen seines einnehmenden Gesichts und seiner trüben Stimmung in dieser Gesellschaft nur den schönen Träumer nannte. Da Montgeorge, wie alle Personen von melancholischem und nachsinnenden Character, für die Liebe in ihrem edelsten Sinne sehr empfänglich war, so konnte er um so weniger den Reizen der jun-

gen Parlamentsräthin widerstehen, als sie ihm immer als ein Schlachtopfer vorgestellt wurde, und ihm daher wie mit einer Märtyrerkrone geschmückt erschien. Madame Tiquet dagegen hatte sich nicht enthalten können, den innigen Blicken, welche dieser liebenswürdige junge Mann schüchtern auf ihr ruhen ließ, einige Aufmerksamkeit zu schenken, und obgleich sie wahrscheinlich ein Geständniß seiner Liebe ohne Zorn aufgenommen haben würde, so wußte sie ihm doch für die ehrerbietige Zurückhaltung, die er gegen sie beobachtete, unendlichen Dank.

Dieses Verhältniß, in welchem man von beiden Seiten einigen Genuß fand, würde wahrscheinlich noch lange fortgedauert haben; nachdem aber Frau von Turgis die jungen Leute einige Monate lang still neben einander hatte fortgehen sehen, ohne daß sie sich einander wirklich näherten, entschloß sie sich, die Rolle der Vermittlerin zu spielen und den beiden schmachtenden Herzen die Gelegenheit zu einer Annäherung zu geben. Bei ihrer Erfahrung in der Galanterie und bei der Liebe der beiden jungen Leute zu einander kann man sich leicht denken, wohin diese dienstfertige Vermittelung führen mußte, deren schlimme Folgen Madame Tiquet allein zu tragen haben sollte.

4.

Hätten die Liebenden ihr Verhältniß geheim gehalten, so würden sie es lange Zeit ungestört haben fortsetzen können; allein Madame Tiquet konnte sich nicht entschließen, ihrer heftigen Leidenschaft den geringsten Zwang aufzulegen, und trotz der verständigen Rathschläge Montgeorge's, der ihr mit einer zarten und aufrichtigen Liebe zugethan war und sich lieber einigen Entbehrungen unterwerfen, als sich der Gefahr aussetzen wollte, sie zu compromittiren, verlangte sie, daß er sie in ihrer Wohnung besuchen solle, denn sie sagte: wenn sie sich nur in Gegenwart dritter Personen sehen, oder nur bei einigen seltenen Gelegenheiten einmal allein sein könnten, so sei dies nicht besser, als wenn sie sich gar nicht liebten.

Sobald Tiquet auf die Besuche des schönen Offiziers aufmerksam wurde, kam seine Eifersucht, die ihn schon ohne einen wirklichen Grund quälte, zum heftigsten Ausbruch, und er verlangte, daß dem verdächtigen Besucher das Haus verboten werden sollte. Aber seine Gattin, welche von Frau von Turgis aufgereizt wurde und in ihrer Liebe eine Kraft zum Widerstande fand, der man sie nicht für fähig ge-

halten hätte, verweigerte ihm in klaren Worten den Gehorsam, indem sie versicherte, daß sie weder in dem Alter stehe, noch Lust habe, sich von der Welt zurückzuziehen, und daß man sie ohne die empörendste Tyrannei nicht zwingen könne, einen rechtschaffenen Mann muthwillig zu beleidigen, der ihr nie ein Wort gesagt hatte, wodurch sich die strengste Sittlichkeit verletzt fühlen könnte.

Da der unglückliche Parlamentsrath sie weder durch Zureden noch durch Drohungen dahin bringen konnte, die Besuche Montgeorge's nicht mehr anzunehmen, so beschloß er, die Widerspenstige förmlich einzusperren, und bestellte Doucet zu ihrem Hüter. Aber dies hatte zur Folge, daß sie erklärte, den Hungertod sterben zu wollen und auch in der That zwei Tage lang nicht die geringste Nahrung zu sich nahm, so daß Tiquet, welcher schwach genug war zu glauben, daß sie ihre Drohung ausführen werde, ihr endlich die Erlaubniß gab, Besuche anzunehmen von wem sie wollte, in der Hoffnung, daß ihre Laune bald eine andere Richtung einschlagen werde, sobald der Widerstand sie nicht mehr anreizte. Demohngeachtet gab er es nicht ganz auf, sich gegen den schlimmen Fall vorzusehen, dessen Voraussicht ihn unaufhörlich quälte, sondern beauf-

tragte Doucet, seine Wachsamkeit zu verdoppeln, und dieser unterzog sich diesem Auftrage mit einem wirklich merkwürdigen Eifer. Die Berichte über Alles was er entdeckte, welche dieser treue Diener ihm hierauf abstattete, trieben die Angst des armen Mannes aufs Höchste.

Bald fand er einen neuen Grund zu schmerzlicher Betrübniß, indem er erfuhr, daß die Kunde von der Unordnung in seinem Hause sich auch außerhalb desselben zu verbreiten begann und zu den ärgerlichsten Gerüchten Veranlassung gab. Endlich aber brachte ein höchst skandalöses Ereigniß, welches nicht unbekannt bleiben konnte, den unglücklichen Ehemann völlig außer sich, und ließ ihm nicht den geringsten Zweifel mehr über die Ausdehnung seines Unglücks.

Die Liebenden haben von jeher ein Vergnügen darin gefunden, die hellen murmelnden Quellen und den frischen, grünen Schatten der Wälder aufzusuchen. Frau von Turgis, der ihr Mann keinen Zwang auflegte, und die seit einiger Zeit eine neue Liebschaft angeknüpft hatte, wurde von dem schönen Frühlingswetter und dem frischen Grün der Bäume und Felder angelockt, und hatte die Idee, einige idyllische Stunden an irgend einem ländlichen Oertchen zuzubringen.

Sie theilte diesen Plan Madame Tiquet mit, welche ihn sehr nach ihrem Geschmack fand, und man kam überein, mit den Geliebten einen Nachmittag auf einer der freundlichen Inseln zuzubringen, welche die Seine oberhalb Paris in der Nähe des Dorfes Charenton bildet. Hier fand man die Einsamkeit, köstlichen Schatten und das Vergnügen der Spazierfahrt auf dem Wasser. In der Nähe, im Port à l'Anglais gab es damals einen ausgezeichneten Gastwirth, der wegen seiner vortrefflichen Küche berühmt war, mit welcher er die Liebenden, die ihn sehr häufig besuchten, erquickte; bei ihm wurde das Souper bestellt, um den Tag heiter beschließen zu können.

Da Madame Tiquet die Aufmerksamkeit Doucets auf eine geschickte Weise getäuscht und für ihre Abwesenheit einen plausiblen Grund angegeben hatte, gelang Alles ganz nach Wunsch. Nachdem die beiden Paare im Schatten der heimlichsten Plätzchen das vollkommenste Glück genossen hatten, welches die Liebe gewähren kann, vereinigten sie sich gegen Abend um einen wohlbesetzten Tisch, und da an diesem schönen Tage am Himmel so wenig als in ihren Herzen das geringste Wölkchen aufstieg, so wurde ihr Glück nicht einen Augenblick gestört.

Man sprach davon, sich auf den Nachhauseweg zu begeben, und schon stand der Miethwagen, der sie hergebracht hatte, angespannt vor der Thür, als das Unglück wollte, daß ein junger Offizier, der mit vieren seiner Cameraden ebenfalls in dem nämlichen Hause einen lustigen Tag verlebt hatte, bei dem Zimmer vorüberging, in welchem unsre Liebenden gespeist hatten. Da er weibliche Stimmen hörte, und da überdies der viele Wein, den er zu sich genommen, ihn unverschämt gemacht hatte, konnte er sich nicht enthalten, die Thür zu öffnen, um die Gesichter dieser Damen zu sehen und sich zu überzeugen, ob sie schön waren. Ein solches Benehmen war schon ganz regelwidrig, denn es war an diesen Orten Sitte, daß Jeder sich nur um sich kümmerte, und nichts that, was das Inkognito seines Nachbars stören konnte. Da man jedoch annehmen durfte, daß das Eintreten des Fremden nur die Folge eines Irrthums sei, so achteten Montgeorge und sein Gefährte nur wenig darauf und ließen den Offizier wieder gehen, ohne eine Wort zu sprechen.

Als dieser zu seinen Cameraden kam, welche schon sehr ärgerlich darüber waren, daß sie ihre Schönen nicht mitgebracht hatten, erzählte er ihnen, daß in dem unteren Stockwerk

zwei reizende Damen in Gesellschaft von zwei sehr gutmüthigen Herren seien, denn die Letzteren hätten nicht einmal Miene gemacht, ihm etwas zu sagen, obgleich er so dreist gewesen sei, in ihr Zimmer einzudringen. Die Herren, welchen diese interessante Entdeckung mitgetheilt wurde, waren alle mehr als halb berauscht, und sie beschlossen daher sogleich einstimmig, die Damen zu entführen, und wenn ihre Begleiter dies nicht zugeben wollten, sie tüchtig durchzubläuen.

Lärmend und mit den Degen in der Hand verließen sie auf der Stelle ihr Zimmer, und da sie die Damen am Arme ihrer Liebhaber auf der Treppe fanden, im Begriff hinunter zu gehen, so erklärten sie ihnen in den rohesten Ausdrücken ihre Absicht. Man kann sich den Schrecken dieser Unglücklichen denken, als ihnen fünf bewaffnete Männer, welche ihrer Sinne kaum mächtig waren, den Weg vertraten, und ihnen mit den schlimmsten Gewaltthätigkeiten drohten. Die beiden Herren, welche ebenso viel Kaltblütigkeit als Muth besaßen, kehrten mit ihren Begleiterinnen sogleich um, und nachdem sie die Letzteren in dem eben verlassenen Zimmer in Sicherheit gebracht hatten, stellten sie sich in die Thür und versuchten mit den Angreifenden zu parlamentiren. Diese aber

wollten von nichts hören, und da die Partie von fünf gegen zwei zu ungleich war, stellten sich die Belagerten, als wollten sie auf die Gegner eindringen, und mit einem raschen und geschickten Rückzuge gelang es ihnen dann, die Thür zu verschließen, die sie von innen mit allen im Zimmer befindlichen Möbeln verbarricadirten, indem sie hofften, daß sie während der Zeit einer regelmäßigen Belagerung, welche nun nothwendig wurde, Hülfe von außen, sei es auch nur von den Leuten des Wirthshauses, bekommen würden.

Diese waren in der That auf den Lärm herbeigeeilt, allein die betrunkenen Offiziere hielten sie durch die Drohung, Jeden umbringen zu wollen, in der Entfernung, und erhielten so volle Freiheit, ihre Kräfte zur Beseitigung des Hindernisses, welches keinen langen Widerstand leisten konnte, zu verwenden.

In dieser schlimmen Lage hatte Montgeorge eine gute Idee. Das Fenster des Zimmers, das in dem nicht sehr hohen ersten Stockwerk lag, ging auf einen Hühnerhof, welcher ohne Zweifel einen Ausgang hatte, durch den man die Straße erreichen konnte. Er knüpfte daher das Tischtuch und die Servietten zusammen, und ließ damit die beiden Damen, denen die Furcht Entschlossenheit gab,

in den Hof hinab, während der Geliebte der Madame Turgis durch großen Lärm und heftige Worte die Aufmerksamkeit der Belagerer beschäftigte. So erreichten die beiden Freundinnen glücklich ihren Wagen, deren Rollen ihren Vertheidigern bald anzeigte, daß sie in Sicherheit waren.

Sobald sie von dieser Seite beruhigt waren, machten die Belagerten, welche nichts mehr wünschten, als Rache nehmen zu können, selbst die Thür des Zimmers frei und ließen ihre Gegner ein. Als diese sahen, daß ihre Beute ihnen entgangen war, liefen zwei von ihnen fort, um sie im Hause zu suchen, wo sie die Flüchtigen versteckt glaubten; die drei anderen aber, die nun von ihren Gegnern heftig angegriffen wurden, bekamen einen schlimmen Lohn für ihr unbesonnenes Benehmen. Der eine von ihnen erhielt von Montgeorge einen Degenstich mitten in die Brust, und verschied auf der Stelle, und die beiden andren, welche sich nur noch mit Mühe vertheidigten, wurden bald gezwungen, das Feld zu räumen, obgleich der Geliebte der Frau von Turgis eine leichte Wunde am Arm erhalten hatte, die ihm jedoch nicht am nachdrücklichen Zuschlagen hinderte.

Indessen kam die Maréchaussee, welche der Hauswirth eiligst hatte herbeirufen lassen,

auf dem Kampfplatze an, und obgleich auf die erste Aufforderung derselben die Waffen sofort ruhten, so konnte der Anführer doch, da ein Mord vorlag, nicht unterlassen, ein Protokoll aufzunehmen. Da jedoch offenbar auf Montgeorge's und seines Begleiters Seite nicht das geringste Unrecht war, so unterließ es der Brigadier, sie ins Gefängniß zu bringen, und begnügte sich damit, ihnen das Ehrenwort abzunehmen, daß sie sich auf Erfordern sogleich vor Gericht stellen wollten. Nach Beendigung dieser Formalitäten konnten die beiden Liebhaber nach Paris zurückkehren und ihre Damen mit der Versicherung beruhigen, daß Alles gut abgelaufen sei.

Bei der gerichtlichen Untersuchung, welche in Folge des vorgefallenen Mordes eingeleitet wurde, weigerten sich Mongeorge und sein Begleiter zwar beharrlich, die Namen der Damen anzugeben, welche bei ihnen gewesen waren; allein es war allgemein bekannt, bei wem sie aus- und eingingen, und im Publikum war man daher, trotz ihrer Verschwiegenheit, keinen Augenblick in Zweifel, daß Madame Tiquet und Frau von Turgis die Heldinnen des Ereignisses gewesen waren, wodurch ihr Ruf einen nicht wieder zu vertilgenden Flecken erhielt. Der Requetenmeister kümmerte sich schon

längst nicht mehr um die Aufführung seiner Frau; aber Tiquet, der zum erstenmal seine Schande deutlich vor Augen sah, wurde durch diesen Skandal im höchsten Grade empört. In seiner Wuth wollte er sein Ansehen bei den Gerichten benutzen, um Montgeorge's Angelegenheit wegen des Mordes eines Menschen eine schlimme Wendung zu geben; allein alle seine Bemühungen in dieser Hinsicht blieben erfolglos, denn auch Montgeorge hatte Freunde, und sein Benehmen war mehr ehrenvoll als tadelnswerth gewesen. Der erzürnte Gatte gab daher seiner Wuth eine andre Richtung, wie wir im nächsten Kapitel erzählen werden.

5.

Tiquet war bis zu dem schlimmen Paroxismus der Eifersucht gekommen, wo man nichts mehr wünscht, als einen handgreiflichen Beweis des Betrugs zu erhalten, dessen Opfer man zu sein glaubt, und den letzten Zweifel zu verscheuchen, den man deshalb noch haben könnte, um die zu nehmende Rache vollkommen gerechtfertiget zu sehen.

Nachdem er lange nachgedacht hatte, blieb er bei einem ziemlich gewöhnlichen Mittel stehen, das aber nur selten seine Wirkung verfehlt. Er wollte sich nämlich stellen, als unternähme er eine Reise, von der er unerwartet zurückkommen wollte und dann seine Frau in **flagrantibus** zu ertappen hoffte. Bei der Ausführung dieses Planes wendete er zugleich die größte Vorsicht an, um den vollständigen Erfolg seiner List zu sichern.

Während der Woche vor dem zu seiner Abreise festgesetzten Tage ging er seiner Frau nicht einen Augenblick von der Seite, so daß er ihr alle Communication mit Montgeorge abschnitt. Diese grausame Enthaltsamkeit, zu der er die Liebenden zwang, ließ erwarten, daß sie, sobald er sich entfernt hatte, der Sehnsucht sich wiederzusehen, nicht würden widerstehen können, und daß daher seine unerwartete Rückkehr den gewünschten Erfolg haben werde.

Um ihnen noch mehr Sicherheit zu geben, kündigte Tiquet an, daß er Doucet mitnehmen werde, weil er einen zuverlässigen Menschen bei sich haben müsse. Damit aber das verbrecherische Paar durch die ungewöhnliche Erleichterung die er dadurch ihrem Treiben gewährte, nicht auf die Vermuthung einer Hinterlist kommen konnte, stellte er sich, als habe

er in Bezug auf seine Ehehälfte seine Meinung und sein System geändert. Er war freundlich und sanft gegen sie, gab ihr zu verstehen, daß er weniger erbittert auf sie sei und daß er noch glückliche Tage in ihrer Verbindung zu erleben hoffe. Er sagte ferner, daß er anfangs, so nothwendig ihm Doucets Begleitung auch sei, die Idee gehabt habe, ihn zu Haus zu lassen, um von ihm zu erfahren, was während seiner Abwesenheit vorgehe; daß er sich aber lieber auf die Tugend seines lieben Weibchens verlassen wolle, indem er hoffe, daß ihm diese sein Vertrauen nicht mit Undank lohnen werde. Kurz, er spielte seine Comödie mit mehr Kunst, als man von ihm hätte erwarten können, und übrigens, wer kennt nicht die Unvorsichtigkeit der Liebenden, und wie leicht sie sich hintergehen lassen, wenn sie die Möglichkeit erhalten, beisammen zu sein?

Am Nachmittage des zur Abreise festgesetzten Tages umarmte der Parlamentsrath seine Gattin mit der größten Zärtlichkeit, und nachdem er ihr noch anempfohlen hatte, sich gut aufzuführen, begab er sich mit Doucet nach der Diligence, welche nach Lyon fuhr, wohin er sich noch überdies von einem zweiten Diener begleiten ließ, der das wenige Gepäck trug,

und der es seiner Frau bestätigen konnte, daß er wirklich abgereist sei.

In Villejuif, der ersten Station auf der Straße nach Lyon, stieg Tiquet mit seinem Vertrauten ab, und blieb in einem Gasthofe, wo er sich ein Zimmer geben und zu Essen auftragen ließ, an welchem Doucet Theil nehmen mußte. Entweder weil er sich Muth zur Ausführung seines Planes antrinken wollte, oder weil er in seiner Unruhe nicht gehörig beachtete was er that, sprach er dem Weine mehr zu, als es seine Gewohnheit war, und wurde dadurch in eine heftige Aufregung versetzt. In dieser Stimmung sprach er unaufhörlich von seiner Frau; er erzählte, daß er sie als ein armes Mädchen geheirathet, sie zärtlich geliebt und ihr sogar im Heirathscontract, zum Schaden seiner Familie, einen bedeutenden Theil seines Vermögens zugesichert habe; dann forderte er Doucet zum Zeugen auf, ob alle diese Wohlthaten nicht durch schändliche Untreue vergolten worden seien?

„Aber ich will mich rächen!“ fuhr er fort, „und wenn das Glück mir günstig ist, daß ich diesen Abend die Schändlichen beisammen finde, dann soll ihr beiderseitiger Tod mich für den langen Kummer, den sie mir verursacht haben, entschädigen!“

Jean Doucet, der zum ersten Male von den blutigen Absichten seines Gebieters unterrichtet wurde, zeigte sich sehr ergriffen davon, und bat ihn, die Folgen seines Entschlusses wohl zu überlegen.

„Das heißt," erwiederte ihm der Parlamentsrath, „Du bist für Dich selbst besorgt, und willst einen Vorwand haben, mir nicht beistehen zu dürfen?"

Doucet versicherte ihn hierauf seiner Treue und Ergebenheit, und bat ihn, zu glauben, daß nur die Sorge wegen der Gefahren, denen sein Herr sich aussetzte, ihn zu jener Warnung veranlaßt habe.

„Sei ruhig, mein Sohn," sagte Tiquet, indem er einen freundschaftlicheren Ton annahm, „ich habe wohl überlegt, was ich thun will, und habe meine Vorkehrungen getroffen. Du glaubst vielleicht, daß Du allein im Hause mir ergeben bist? Nein, das Kammermädchen meiner Frau wacht die ganze Nacht, um uns zu erwarten und, wenn der Galan da ist, uns ohne Geräusch einzulassen, so daß wir die Treulosen überraschen, bevor sie noch eine Ahnung von unsrer Ankunft haben. Sollten sie jedoch nicht schon in der ersten Nacht meine Abwesenheit benutzt haben, dann ziehen wir unbemerkt wieder ab, und kommen in der fol-

genden und wenn es nöthig sein sollte, in der dritten Nacht wieder, denn es soll Gerechtigkeit geübt werden, Jean," rief der Parlamentsrath mit fürchterlicher Stimme, „es soll und muß Blut fließen!"

Jean Doucet versuchte keinen Einwand mehr gegen diesen wohl überlegten und fest beschlossenen Plan, nur schien er traurig und nachdenkend zu sein, so daß sein Herr, der die größte Geistesfreiheit zeigte, ihn wegen seiner Furcht vor Montgeorge verspottete, worauf der Bediente in einem sonderbaren Tone antwortete: er fürchte sich vor keinem Menschen und man werde es sehen!

Inzwischen war es Nacht geworden und Tiquet sagte, daß es Zeit sei, aufzubrechen. Er befahl Doucet, hinunterzugehen und die Zeche zu bezahlen, und als dieser wieder ins Zimmer kam, fand er seinen Herrn beschäftigt, die Pistolen zu untersuchen, die er in seinem Gepäck mitgebracht hatte, und die er dann sorgfältig in den Taschen seines Rockes unterbrachte. Dadurch erhielt der Bediente die vollständigste Gewißheit von der Gefahr, welche den Liebenden drohte; aber er äußerte nichts darüber, sondern folgte schweigend seinem Herrn, der es nicht erwarten zu können schien, seine Wohnung zu erreichen.

Aus einer übergroßen Vorsicht verließen sie die Hauptstraße, um der sehr unwahrscheinlichen Möglichkeit auszuweichen, einem Bekannten zu begegnen; da sie aber den Weg nicht genau kannten, verirrten sie sich, wodurch sie viel Zeit verloren. Es schlug ein Viertel nach Mitternacht, als sie durch die Barrière von Fontainebleau nach Paris kamen.

Um das Haus so schnell als möglich zu erreichen, machte Doucet den Vorschlag, um den weiten Weg bis zur Straße Saint-André des Arts, in welcher Tiquet wohnte, abzukürzen, eines der Gäßchen einzuschlagen, welche nach der Kirche Saint-Medard führten und auf beiden Seiten nur von Gärten und Mauern eingefaßt waren, so daß sie damals als gefährliche Mordwinkel galten, in die sich Niemand gern wagte. Sie befanden sich ohngefähr in der Mitte dieses Gäßchens; Tiquet ging voraus, denn es konnten nicht füglich zwei Personen neben einander gehen, und wegen der gewitterhaften Wärme, welche in dieser Nacht herrschte, hatte er seinen Hut abgenommen, den er in der Hand trug. Plötzlich gab ihm sein treuer Diener Doucet mit dem Knotenstocke, den er trug, einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er entseelt und ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden stürzte.

Nachdem der Mörder sich durch einige wiederholte Schläge von dem Tode seines Schlachtopfers überzeugt hatte, nahm er den Leichnam auf die Schultern, trug ihn bis zu der theilweis verfallenen Mauer des Kirchhofs von Saint-Medard, in dessen Nähe er nicht ohne Absicht den Mord begangen hatte, und gelangte mit seiner Bürde durch eine Oeffnung in den Gottesacker. Ohne auf die Schläge des Gewitters zu achten, welches inzwischen ausgebrochen war und seine Schandthat mit einer baldigen Strafe zu bedrohen schien, suchte und fand er beim Schein der Blitze ein Grabscheit, grub damit ein hinlänglich tiefes Grab und warf den unglücklichen Tiquet hinein, nachdem er ihm vorher die Pistolen und die Papiere, die er bei sich führte, abgenommen hatte. In der Ueberzeugung, daß er die Entdeckung seines Verbrechens für immer unmöglich gemacht habe, schaufelte er dann Erde auf den Leichnam, bis ganz unerwartet eine Stimme, die aus der Erde zu kommen schien, ihn erschreckte und zur Flucht nöthigte.

Unsre Leser wissen nun, welchem Begräbniß der Chevalier von Saint-Thomas beigewohnt hatte; sie werden aber ohne Zweifel auch wissen wollen, durch welche Gründe der ehrliche Jean Doucet zu der abscheulichen That

veranlaßt worden war, die wir ihn haben begehen sehen. Da aber die Lösung dieses Räthsels wahrscheinlich aus dem Gange unsrer Erzählung hervorgehen wird, so bitten wir um die Erlaubniß, die Frage für jetzt unbeantwortet zu lassen.

Nicht ohne Erstaunen wird man erfahren, daß Doucet die Frechheit hatte, sich vom Gottesacker aus unmittelbar in die Wohnung des Parlamentsraths zu begeben. An einem Fenster des Erdgeschosses fand er hier das treue Kammermädchen, welches Wache hielt, und dem, Herrn Tiquet gegebenen Versprechen zufolge, bereit war, ihre Gebieterin zu verrathen. Er gab sich zu erkennen, und mit einer Neugierde, welche jetzt keinen Zweck mehr zu haben schien, erkundigte er sich, was im Hause vorging.

„Der Hase ist im Lager,“ erwiederte das Mädchen scherzend, und als ob sie es nicht erwarten könne, das Drama beginnen zu sehen, fragte sie ihn, wo Herr Tiquet sei.

„Unser Herr Tiquet ist ein sauberer Kunde,“ erwiederte Doucet; „er fand im Wagen einen seiner Freunde, dem er seinen Racheplan mittheilte, und dieser brauchte kaum zehn Worte mit ihm zu sprechen, um ihn zur Aufgabe desselben zu veranlassen. Er ließ sich von ihm über-

zeugen, daß er sich nicht besser an der Treulosen rächen könne, als wenn er ihr ebenfalls untreu würde, und in diesem Augenblick befindet er sich mit ihm auf dem Wege nach einem Landgute, welches jeger in Burgund besitzt, und wo sie in Gesellschaft mehrerer lustigen Brüder und liebenswürdigen Damen die Jagdzeit fröhlich zubringen wollen. Da aber die Eifersucht den guten Mann fortwährend quält, so hat er mich zurückgeschickt, um seine Frau zu bewachen und ihm zu schreiben, wie sie sich aufführen wird."

„Wenn dies ist," erwiederte die Zofe, „so brauchen Sie über den Gegenstand Ihres ersten Briefes nicht lange zu suchen; ich habe ihn diesen Abend gegen acht Uhr bei Madame eingeführt und habe noch nicht gesehen, daß er sie wieder verlassen hat."

„Was kümmert es uns übrigens," sagte Jean Doucet, mit einem Scheine von Gleichgültigkeit, der aber mehr der verhaltenen Wuth glich; „das ist ihre Sache. Oeffnen Sie mir die Thür, dann wollen wir uns schlafen legen."

Er ging, ohne weiter etwas zu sagen, in seine Kammer, wo wir ihn bis zum folgenden Morgen und mit seinen Plänen allein lassen.

6.

Das Kammermädchen, welches bei den Eheleuten eine doppelte Rolle spielte, und während sie darauf hinarbeitete, ihre Gebieterin zu verrathen, die Vertraute derselben war, trat mit Tagesanbruch in das Zimmer der Parlamentsräthin und meldete ihr Doucets Zurückkunft.

Dies trübte ein wenig das Glück des Liebespaares, und da der boshafte Spion noch nicht zum Vorschein gekommen war, so benutzte man den Augenblick, um Montgeorge zu entfernen, ohne übrigens eine Ahnung von der Gefahr zu haben, in der man geschwebt hatte. Aber Doucet war früher auf, als man glaubte, denn als der Offizier über den Hof ging und sich unvermerkt fortzuschleichen hoffte, rief ihm der Bösewicht aus dem Fenster seiner Kammer zu, daß die Hausthür so früh wohl noch nicht verschlossen sein werde, daß er aber hinunterkommen und ihm öffnen wolle.

Man kann sich denken, wie unangenehm dies Mongeorge war, der von Natur eine große Furcht vor allem Skandal hatte, und der nun sein Geheimniß in den Händen eines Bedienten sah, der ihn sogar zu höhnen schien, ohne daß er ihm eine Zurechtweisung deshalb

geben konnte. Auch Madame Tiquet war nicht ganz ruhig dabei und sie befand sich in sehr übler Laune, als Doucet sie etwas später um die Ehre eines Gesprächs bitten ließ.

Sobald er in das Zimmer trat, in welchem sie noch im Bett lag, fragte sie ihn in trocknem und verächtlichen Tone, ob er von seinem Herrn einen Auftrag für sie erhalten habe. Doucet erwiederte, daß er in der That unter vier Augen mit ihr sprechen müsse, und er sagte dies mit einem so geheimnißvollen und feierlichen Ausdruck, daß das Kammermädchen es sehr bedauerte, bei dem Gespräch nicht zugegen sein zu dürfen.

Nachdem die Zofe sich entfernt hatte, untersuchte er die Thür, ob sie nicht etwa offen geblieben war und ob man von außen etwas hören könnte, nahm dann einen Stuhl, als ob die Wichtigkeit Dessen was er zu sagen hatte, diese Familiarität rechtfertigte, und begann folgendermaßen:

„Wenn Sie mir folgen, Madame, behalten Sie das Geschöpf, welches eben hier war, nicht lange in Ihrem Dienst, denn sie paßt durchaus nicht für Sie.“

Madame Tiquet, welche glaubte, daß er von ihrem Gatten beanftragt sei, ihr dieses Mädchen, auf deren Treue sie bauen zu können

glaubte, zu entreißen, nahm diesen Eingang nicht gut auf, und ohne ihm zu antworten, fragte sie ihn, ob er von seinem Herrn beauftragt sei, sich unanständig gegen sie zu benehmen, da er sich erlaube, sich in ihrer Gegenwart zu setzen?

Doucet stand sogleich auf und erwiederte, da er er lange mit ihr zu sprechen habe und von seinem gestrigen weiten Wege zu Fuß noch ermüdet sei, habe er kein großes Verbrechen zu begehen geglaubt, indem er es sich bequem mache. Dann fuhr er fort:

„Ich habe die Ehre, Ihnen nochmals zu sagen, Madame, daß Sie nicht wohl thun, wenn Sie dieses Mädchen lange bei sich behalten."

„Und warum?" fragte Madame Tiquet geringschätzig.

„Weil Sie diesem Geschöpfe alle Ihre Geheimnisse anvertrauen und dagegen von ihr verrathen werden, denn sie ist ganz auf der Seite Ihres Herrn Gemahls."

Diese Versicherung, so auffallend und so unwahrscheinlich sie auch in Doucets Munde zu sein schien, machte dennoch einen lebhaften Eindruck auf die Dame. Sie nahm jedoch nicht ohne Mißtrauen den guten Willen auf, der ihr zum Grunde zu liegen schien, und er=

wiederte daher: „Ich sollte glauben, daß die Anhänglichkeit an meinen Mann in den Augen des Herrn Jean Doucet kein Grund zu Mißtrauen sein könnte, denn meines Wissens spielen Sie selbst keine andre Rolle. Mißfällt Ihnen vielleicht die Concurrenz und wollen Sie es nicht dulden, daß auch Andere ähnliche Dienste leisten, wie Sie?"

„Mit mir ist es ein ganz anderes Verhältniß," erwiederte Doucet; „ich bin stets offen und ohne Rückhalt auf der Seite des Herrn Tiquet gewesen, und habe nicht Ihr Vertrauen zu erschleichen gesucht. Uebrigens müßten Sie wissen, was mich zu dem Verfahren, das ich bis jetzt beobachtet, veranlaßt hat."

„In der That, Herr Doucet, Sie sprechen wie ein Orakel, und ich versichere Ihnen, daß ich kein Wort von dem verstehe, was Sie sagen."

„Allerdings hat meine Stellung etwas Eigenthümliches, was sich nicht von selbst erklärt. Wollen Sie mir ein wenig Geduld und Aufmerksamkeit versprechen?"

„Ich höre Sie an," erwiederte Madame Tiquet in einem Tone, dem die Neugierde viel von der Härte und Ironie nahm, die sie bis jetzt gezeigt hatte; „setzen Sie Sich und sprechen Sie."

Doucet benutzte die erhaltene Erlaubniß, setzte sich wieder auf seinen Stuhl und sagte:

„Sie haben bisher geglaubt, Madame, daß ich nach Art der Bedienten, welche ihren Vortheil dabei finden, den Leidenschaften ihrer Herren zu schmeicheln, Herrn Tiquet in seiner Eifersucht beigestanden, und in der Absicht, ihm angenehm zu sein, mich herbeigelassen habe, Ihre Schritte zu beobachten.“

„Allerdings, und es würde Ihnen wohl schwer werden, mir das Gegentheil zu beweisen.“

„Ich habe jedoch den überzeugendsten Beweis in meinen Händen, daß ich mehr auf Ihrer Seite gewesen bin, als ich es je auf der Ihres Herrn Gemahls war, und daß mir kein Opfer zu schwer ist, um Ihnen zu beweisen, wie sehr mir Ihr Vortheil am Herzen liegt.“

„Ich gestehe, daß ich neugierig auf den Beweis bin, von dem Sie sprechen.“

„Was würden Sie denn sagen, Madame, wenn Sie in der vergangenen Nacht in einer großen Gefahr geschwebt hätten und ihr nur durch meine Hülfe entgangen wären?“

„Ich würde eingestehen, daß ich mich dadurch zu großem Danke gegen Sie verpflichtet fühle. Aber wollen Sie Sich nicht deutlicher erklären?“

„Ja, Madame, ich komme zur Sache, indem ich Ihnen sage, daß Herr Tiquet Ihnen durch die Reise, die er schon seit einiger Zeit angekündigt hatte, nur eine Schlinge legte, in die Sie blindlings gegangen sind; wenn er diese Nacht, wie er die Absicht hatte, und wozu ihm Ihr verrätherisches Kammermädchen den Weg bahnen sollte, zurückgekommen wäre und Sie überrascht hätte, war es um Sie und um Herrn von Montgeorge geschehen, denn in seiner eifersüchtigen Wuth hatte er beschlossen, Sie Beide zu ermorden.“

„Wäre es möglich?“ rief Madame Tiquet; „und durch welches Mittel haben Sie ihn von seinem Entschlusse abgebracht?“

„Das Mittel war allerdings ein wenig gewaltsam; aber ich hatte vergebens versucht, ihm abzurathen, und es blieb mir keine Wahl.“

„Aber durch welche List ist es Ihnen denn gelungen?“

„Was die List betrifft, auf diese verstehe ich mich wenig; ich habe einen ganz offenen Character und kann mich nicht verstellen. So viel aber ist gewiß, daß Ihr Leben bedroht war, daß Herr Tiquet Pistolen bei sich hatte, daß er ohne Geräusch in Ihr Zimmer geführt werden sollte, und daß Sie gerettet werden mußten.“

„Dann haben Sie ihn irgendwo eingeschlossen? Sie haben ihn unterwegs aufhalten lassen oder ihm sonst ein Hinderniß in den Weg gelegt?“

„Nein, Madame,“ erwiederte Jean Doucet, der immer seine Ruhe beibehielt; „da ich zwischen Ihnen und ihm zu wählen hatte, habe ich Sie vorgezogen, und was er Ihnen thun wollte, habe ich ihm gethan.“

„Das ist ein empörender Scherz, Jean! Sie werden doch Ihren Herrn nicht ermordet haben?“

„Ich habe ihn getödtet, Madame, denn Ihre Sicherheit erheischte es von mir.“

„Und Sie wagen es, mir dies zu gestehen?“ rief die Wittwe empört; „und Sie haben geglaubt, daß ich mich zur Theilnehmerin dieses Verbrechens machen werde, indem ich es unbestraft lasse?“

„Ich habe nichts gehofft, nichts berechnet; ich habe nur Ihr Leben retten wollen. Aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß, wenn Sie glauben, mich in die Hände der Justiz liefern zu müssen, was Sie ganz leicht thun können, es nicht unmöglich ist, daß Sie selbst einige Gefahr dabei laufen.“

„Würden Sie verwegen und niederträch-

tig genug sein, mich als die Theilnehmerin an Ihrem Verbrechen bezeichnen zu wollen? Meine Unschuld würde lauter sprechen als Sie und würde Sie bald der Lüge zeihen. Ich fürchte das Zeugniß eines Menschen wie Sie sind nicht."

„Sie würden sich gegen keine Beschuldigung von meiner Seite zu vertheidigen haben, ich würde nichts von der Wahrheit verschweigen. Aber würden Sie es verhindern können, daß die Thatsachen sprechen und würde man mir glauben? Was war ich in den Augen eines Jeden für Herrn Tiquet? Ein treuer und ergebener Diener. Und Sie, was waren Sie ihm? Eine Frau, deren Liebe er verloren und die ihn schwer beleidigt hatte. Waren nicht Ihre Zwiste, Ihre gegenseitige Lieblosigkeit Jedermann bekannt? Hatten Sie oder ich ein Interesse daran, daß er aus der Welt geschafft wurde, und würden Sie die erste Frau gewesen sein, die sich von einem Manne befreit hätte, den sie haßte? Haben Sie, um zu diesem Zwecke zu gelangen, in Verbindung mit Herrn von Montgeorge mich nicht zu dem Verbrechen verleiten können, und erklärt sich dieses nicht auf eine viel einfachere Art durch Ihre oder Ihres Geliebten Einflüsterungen, als durch meinen eigenen Entschluß?"

In dieser Argumentation lag eine fürchterliche und in die Augen springende Logik, und Madame Tiquet konnte dies nicht verkennen. Besonders eine Idee erschreckte sie, nämlich daß ihr Geliebter, ihr Montgeorge, auf irgend eine Weise in eine solche Anklage verwickelt werden könnte. Auch wurde sie sogleich merklich sanfter. Indem sie aber ihren drohenden Ton ablegte, blieb ihr nichts desto weniger eine unruhige Neugierde, und sie konnte sich nicht enthalten, Doucet zu fragen, welcher Grund ihn veranlaßt habe, auf eine so fürchterliche Weise ihr Interesse gegen das des Herrn Tiquet zu vertauschen.

Ohne diese Frage zu beantworten erwiederte Doucet:

„Was glauben Sie wohl, daß mich veranlaßt hat, alle Ihre Schritte zu beobachten, wie ich gethan habe?"

„Was sonst, als die Befehle meines Mannes."

„Und Sie vermuthen keine andere Veranlassung, die mir persönlich wäre, die mich näher berührte?"

„Sie wollen doch hoffentlich nicht sagen, daß Sie eifersüchtig waren, Herr Doucet, denn dieses ließe voraussetzen . . ."

„Daß ich Sie liebe!“ unterbrach sie der entsetzliche Heuchler, „und Sie würden nicht einsehen können, daß ein Mensch meines Standes, daß ein Bedienter, es gewagt hätte, die Augen zu Ihnen zu erheben?“

„Jedenfalls,“ erwiederte Madame Tiquet, welche einen so kaltblütig gefährlichen Menschen nicht demüthigen wollte, der durch die Art und Weise wie er sie umstrickte, sie mit einem gewissen Entsetzen vor seiner Verwegenheit und seiner Klugheit erfüllte, „werden Sie einsehen, daß es von Ihrer Seite eine große Thorheit wäre.“

„Allerdings, sie ist sehr groß; denn abgesehen von der Niedrigkeit meines Standes, waren Sie verheirathet und hatten Ihr Herz einem Andren geschenkt. Wo war also für mich eine Aussicht, von Ihnen erhört zu werden? Aber Sie sehen es,“ sagte er mit einem empörenden Lächeln, „über den Mann hat die Vorsehung schon verfügt und wer weiß, was sonst noch geschehen kann.“

„Elender!“ rief Madame Tiquet, „hätten Sie es auch noch auf das Leben eines Andren abgesehen?“

„Beruhigen Sie Sich, Madame; mein Gefühl für Sie ist zu tief, als daß es mir jemals in den Sinn kommen könnte, feindselig

gegen Jemanden zu handeln, der Sie interessirt. Im Gegentheil, wenn Herr von Montgeorge von einer Gefahr bedroht wäre, so würden Sie mich ebenso bereit finden, ihn zu vertheidigen, wie ich Sie vertheidigt habe. Ich bin kein böser Mensch, ich gehe nur meinen geraden Weg."

„Hören Sie mich an, Jean," erwiederte die schöne Frau, als wollte sie sich aus einer Lage befreien, welche länger zu ertragen ihre Würde ihr nicht erlaubte, „ich verspreche Ihnen, den entsetzlichen Schritt geheim zu halten, zu welchem, wie Sie versichern, das Uebermaß Ihrer Ergebenheit Sie hingerissen hat; aber unter der Bedingung, daß Sie unverzüglich mein Haus verlassen, wo ich Sie, ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht dulden kann. Außerdem aber bin ich gezwungen zu sprechen."

„Sie verlangen," entgegnete Doucet mit Festigkeit, „das Einzige von mir, was ich nicht thun kann, nicht thun will. Ich habe nicht Lust, für den Muth, mit welchem ich Ihnen gedient habe, den sonderbaren Lohn anzunehmen, von Ihnen aus dem Hause geworfen zu werden. Sie irren Sich in mir: Sie halten mich für einen unternehmenden und verwegenen Menschen, und doch, sagen Sie selbst, ob ich in der ganzen Zeit, seitdem Ihre Schönheit

Eindruck auf mich gemacht hat, die geringste Spur davon gezeigt habe? Ich habe gesprochen, weil ich meiner That nicht eine schmachvolle Auslegung geben lassen wollte; aber von diesem Augenblicke an trete ich in meine Rolle zurück; ich werde Sie mit der größten Ehrerbietung bedienen; ich werde Ihr Interesse wahrnehmen und Sie vor Gefahren beschützen, und Sie haben nicht eine Miene, nicht ein Wort von mir zu fürchten, wodurch Ihre Ehre sich verletzt fühlen könnte."

„Aus mehr als einem Grunde können wir nicht länger unter einem Dache bleiben; ich wiederhole es daher, daß wir uns trennen müssen."

„Das wird nicht geschehen, Madame!" rief Jean Doucet aufspringend; „unsre Interessen sind enger mit einander verbunden, als Sie jetzt glauben. Wenn das Verbrechen, welches ich habe begehen müssen, bekannt würde, so würden Sie mehr compromittirt sein, als ich, und außer diesem Hause könnte ich nicht fortfahren, das Nöthige für die Geheimhaltung desselben zu thun. Meine Entfernung würde im Gegentheil der erste Umstand sein, welcher die Aufmerksamkeit der Justiz auf die Abwesenheit Ihres Mannes lenken würde. Wenn ich hier bleibe, so fürchte ich die Nachforschun-

gen nicht, welche übrigens lange auf sich warten lassen werden, da ich meine Maßregeln zu gut getroffen habe; bin ich aber abwesend, so kann ich für Ihre wie für meine Sicherheit nichts mehr thun. Also, denunciren Sie mich, wenn sie es für gerathen halten, aber das versichere ich Ihnen, daß ich nicht gehe."

Madame Tiquet war nichts weniger als eine starke Frau; sie war ein weiches, sinnliches Wesen, und bewies nur in der Sucht nach Vergnügungen und Genüssen einige Energie; einer ernsten Schwierigkeit gegenüber war sie aber keines festen Entschlusses fähig. Eingeschüchtert von der kühnen Kaltblütigkeit des Mannes, der als Gebieter in ihr Schicksal eingriff, fühlte sie die Oberherrschaft, welche ein starker und entschlossener Character auf schwache Seelen ausübt, und war gelähmt von den gebieterischen Worten des Elenden, den sie gerade auf sein Ziel zugehen sah, ohne auf ein Hinderniß oder einen Widerstand zu achten.

Zwar hatte sie in ihrer Angst und um sich aus dieser entsetzlichen Lage zu befreien, einen Augenblick die Idee, sich Montgeorge anzuvertrauen und ihm Alles zu erzählen; aber sie hatte immer eine gewisse Strenge der Grundsätze an ihm bemerkt, welche sich schon bei dem Gedanken empörte, daß ihm etwas begegnen

könnte, wodurch seine Ehre oder sein Ansehen verletzt würde. Sie fürchtete daher, daß die Mittheilung dieses entsetzlichen Geheimnisses ihn gegen sie erkälten könnte, und so war der einzige Mann, der ihr in ihrer angstvollen Lage nützlich werden konnte, gerade derjenige, dem sie sie am meisten verbergen zu müssen glaubte.

Unter diesen Umständen blieb ihr nur ein einziges Mittel, welches überhaupt schwache und unentschlossene Menschen immer vorziehen, nämlich zu temporisiren und abzuwarten, und ohne sich daher näher über ihre Absichten zu erklären, sagte sie zu Jean Doucet, daß sie nach so erschütternden Erfahrungen der Einsamkeit und Ueberlegung bedürfe, worauf dieser sich entfernte, ohne weiter etwas zu sagen.

7.

Wie man bis jetzt hat sehen können, war ein hervorstechender Zug in Doucets Character das geduldige Abwarten der Gelegenheit. Vollkommen Herr seiner selbst, beharrlich und versteckt, suchte er niemals ein Resultat zu er-

langen, ehe er es nicht für vollkommen reif und rechtzeitig hielt; dann aber stürzte er sich darauf wie ein Tiger und ließ es sich nicht so leicht entgehen.

Was nun das Ziel betraf, daß dieser sonderbare Anbeter sich gesteckt zu haben schien, nämlich Madame Tiquet mit der Zeit dahin zu bringen, daß sie seine Liebe theilte, so hatte er bis jetzt so viel erreicht, daß er sich in Tiquets Person der legalen und immer unbequemen Concurrenz eines Ehemannes entledigt, daß er die Aufmerksamkeit seiner Gebieterin auf sich gezogen hatte, indem sie ihm jedenfalls verpflichtet worden war, und daß er sich eine bequeme und ganz natürliche Gelegenheit verschafft hatte, ihr seine Liebe zu erklären. Allein er durfte sich nicht täuschen: weiter hatte er noch nichts erreicht. Die tiefe, glühende Leidenschaft der Parlamentsräthin für Montgeorge vertrat ihm den Weg, und er war zu klug, um sich einzubilden, daß er dieses Hinderniß so leicht umgehen könnte.

Es war klar, daß wenn er es hätte versuchen wollen, durch irgend einen gewaltsamen Schritt den Geliebten aus dem Wege zu räumen, er sich unwiderbringlich verhaßt machen und sich selbst die entfernteste Aussicht auf immer abschneiden würde. Er sah ein, daß

er nur von der Zeit und dem natürlichen Gange der Ereignisse Hülfe und Beistand erhalten konnte, und er trat daher, wie er es Madame Tiquet versprochen hatte, in seine bisherige Stellung eines geduldigen Beobachters zurück.

Niemand, der das ehrerbietige Benehmen sah, dessen er sich gegen seine Herrin befleißigte, würde geahnet haben, daß er ihr etwas Anderes sein wollte, als ein treuer und ergebener Diener. Seine Liebe, die er, seitdem er ihr ein einziges Mal erlaubt hatte sich zu äußern, sorgfältig in sein Herz verschloß, sprach sich weder durch ein Wort, noch durch einen Blick, noch durch die leiseste Anspielung aus. Er befreite sogar Madame Tiquet von der argwöhnischen Aufsicht, die er bei Lebzeiten ihres Gatten gegen sie ausgeübt hatte, und man sah überhaupt, daß er, wenigstens für jetzt, sich in sein Schicksal ergeben hatte.

Die Parlamentsräthin, welche anfangs kaum auf eine so merkwürdige Zurückhaltung von seiner Seite gehofft hatte, war dadurch angenehm überrascht, und da auf der andren Seite die Einschränkung, in welcher Tiquet sie immer gehalten, ihrem Verhältnisse mit Montgeorge eine Freiheit und ein ruhiges Glück versprach, welches sie bis dahin noch nicht ge-

kannt hatte, so bestärkte sie sich dadurch noch mehr in ihrem ersten Entschlusse, die Dinge ruhig in dem Geleise gehen zu lassen, in welches Doucet sie gebracht. Wir sind es sogar der Wahrheit schuldig zu bekennen, daß der natürliche Abscheu, den sie anfangs gegen diesen Mord empfunden, sich immer mehr verminderte; unmerklich kam sie dahin, an die edle Rolle zu glauben, welche Doucet sich beigelegt hatte, und sich zu überzeugen, daß die große Gefahr in der er sie gesehen, in der That das einzige Motiv des Verbrechens gewesen war. Von dieser Ueberzeugung aber bis zur Dankbarkeit war nur noch ein Schritt.

Indessen hatte Doucet, unabhängig von diesen inneren Schwierigkeiten, die er glücklich überwunden hatte, nach außen ein wichtiges Interesse wahrzunehmen; er mußte sein Verbrechen verbergen, dessen Entdeckung die freie Entwickelung der weit aussehenden Intrigue, die er so geduldig verfolgte, sogleich abgeschnitten haben würde.

Das Erste, was er that, war natürlich, das Kammermädchen der Parlamentsräthin zu entfernen. Diese Person war in der That die einzige, welche wußte, daß Tiquets Reise nicht ernsthaft gewesen war. Sie drohte daher, ein gefährlicher oder wenigstens unbequemer Zeuge

zu werden, denn sie hatte in allen Muthmaßungen, zu denen die Abwesenheit ihres Herrn Veranlassung geben konnte, einen großen Vorsprung, der sie schneller als jeden Andren auf die Entdeckung der Wahrheit führen konnte. Madame Tiquet, welche durch Doucet über die Treue ihrer Zofe aufgeklärt worden war, sah sehr leicht die Nothwendigkeit dieser Entfernung ein und bot willig die Hand dazu. Bei dieser Gelegenheit verfuhr übrigens unser Diplomat vielleicht nicht mit der großen Klugheit und Umsicht, die er sonst in allen Handlungen seines Lebens beobachtete. Da das Mädchen nach der Gewohnheit ihres Gleichen sich sehr anmaßend gegen ihre Gebieterin benahm, ließ er sich verleiten, sich dieser anzunehmen, so daß er der Zofe Manches zu denken gab und sie zu seiner unversöhnlichen Feindin machte.

Nachdem dieses Hinderniß entfernt war, trug er Sorge, unter den übrigen Dienstleuten und der Nachbarschaft die Fabel von der Lustpartie zu verbreiten, durch welche sich Herr Tiquet bei einem seiner Freunde für die Untreue seiner Gattin rächen wollte. Während dies für die Sicherheit einiger Wochen ausreichte, übte sich Doucet, welcher dazu bestimmt zu sein schien, es auf der Bahn des Verbrechens weit zu bringen und der alle Anlagen

zu einem vollendeten Bösewicht hatte, die Handschrift seines Herrn nachzuahmen, und nachdem er es darin zu einer genügenden Fertigkeit gebracht hatte, schrieb er in dessen Namen an sich selbst mehrere Briefe, die er verschiedenen Personen zeigte, und in welchen der ermordete und begrabene Tiquet Zeugniß seines Lebens ablegte, indem er darin Rechenschaft von der Anwendung seiner Zeit gab.

Nachdem er dieses Manöver einen oder zwei Monate lang mit einem Erfolge fortgesetzt hatte, der um so begreiflicher ist, als jedem Verdachte, den das Verschwinden des Parlamentsrathes hätte wecken können, selbst die Basis fehlte, wollte er mit einem einzigen Schlage der ganzen Sache ein Ende machen. Er kündigte durch Vorzeigung eines Briefes, den er angeblich von La Rochelle erhalten hatte, an, daß sein Herr, der sich augenblicklich in dieser Stadt befand, ihn zu sich rief. Er unternahm in der That diese Reise und kam von La Rochelle mit zwei höchst pathetischen Briefen zurück, den einen an Madame Tiquet, in welchem ihr Mann ihr die bittersten Vorwürfe über ihre Aufführung machte, und ihr ankündigte, daß er, um seiner Schande und seinem Kummer zu entfliehen, den Entschluß gefaßt habe, nach den Colonien auszu-

wandern; der zweite Brief war an einen Collegen und Freund Tiquets gerichtet, und enthielt ohngefähr die nämlichen Klagen und die nämliche Ankündigung des Entschlusses, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren. Wäre nicht Blut der ganze Grund dieser Comödie gewesen, so hätte man sich nicht enthalten können, die Scene höchst spaßhaft zu finden, als Doucet, den Inhalt des Briefes mit seinen eigenen Worten bestätigend, dem ehrlichen Parlamentsrathe unter heißen Thränen erzählte, wie sein guter Herr bei der Einschiffung von ihm Abschied genommen hatte, und ihm sein schmerzliches Vorgefühl schilderte, daß er ihn in diesem Leben wohl nicht wiedersehen werde.

Es lag nichts dazwischen: entweder mußte diese kühne List ihren Urheber ins Verderben stürzen, oder sie setzte ihn in den Besitz der vollkommensten Sicherheit. Das Letzte geschah; nicht einer der Freunde und Bekannten Tiquets zweifelten daran, daß er den Entschluß gefaßt hatte, seinen Schmerz über das Meer zu tragen. Die öffentliche Meinung verschonte dagegen natürlich die treulose Gattin nicht, welche die Ursache dieser traurigen Entwickelung zu sein schien. Aber bald legte sich auch dieser Sturm wieder; es gab noch andre Ehemänner, welche betrogen wurden, sich beklagten

und den unglücklichen Tiquet in Vergessenheit brachten, so daß man in Kurzem so wenig mehr an ihn dachte, als hätte die göttliche Vorsehung selbst den Gedanken aufgegeben, seinen Tod zu rächen. Wir wollen uns jedoch mit unsrem Urtheil über die Zukunft nicht zu sehr beeilen, denn die Vorsehung hat zu viel geheime Hülfsquellen und sie weiß oft durch die einfachsten Mittel den dichten Schleier zu zerreißen, in welchen der Verbrecher seine Schandthat gehüllt zu haben glaubte.

8.

Da die Parlamentsräthin durch Doucets Geschicklichkeit eine vollständige und gesicherte Unabhängigkeit erhalteu hatte, ließ sie ihren Neigungen vollen, freien Lauf. Sie liebte das Vergnügen, den Luxus, den Aufwand, und hatte bei Lebzeiten ihres Mannes in dieser Hinsicht wenig Befriedigung gehabt. Ohne eigentlich geizig zu sein, hielt Tiquet sein Vermögen zusammen; dabei beobachtete er die alten Sitten des Beamtenstandes, die im Allgemeinen einfach und anspruchslos waren, und

da er überdies bei seinem Hange zur Eifersucht sich fürchtete, viele Menschen in sein Haus zu ziehen, hatte er dieses in Bezug auf die Repräsentation auf einen ziemlich beschränkten Fuß gesetzt und so einen namhaften Theil seiner Einkünfte zurückgelegt.

Da Madame Tiquet jetzt unbeschränkt über dieses Vermögen verfügen konnte, veränderte sie dies Alles. Entweder um Diejenigen zu widerlegen, welche glauben konnten, sie habe durch ihre ärgerliche Lebensweise alle Achtung in den Augen der Welt verloren, oder auch vielleicht um sich zu betäuben, gab sie häufig große Gesellschaften, und da sie mit einer außerordentlichen Grazie die Honneurs machte, gute Tafel und hohes Spiel hielt, so wurde ihr Haus bald sehr besucht und der Mittelpunkt der heitersten Geselligkeit.

Wir haben in den ersten Kapiteln unsrer Erzählung von einem gewissen Mousquetair, Namens Saint-Thomas, gesprochen. Obgleich man ihn nach seinem ersten Auftreten für eine der wichtigsten und einflußreichsten Personen dieses Drama's hätte halten können, so ist er doch später völlig in den Hintergrund getreten. Allein unsre Leser sollen seinen Verlust nicht zu bedauern haben, denn mitten in dem geräuschvollen Leben, welches im Hause der Ma-

dame Tiquet entstanden war, wurde Saint-Thomas in demselben eingeführt, und zwar von sehr guter Hand, nämlich von Montgeorge selbst.

Die jungen Herren hatten sich kennen gelernt, indem sie als Sekundanten an einem Duell Antheil genommen hatten, und trotz der Verschiedenheit ihres Characters, denn Montgeorge war ernst und gemessen, Saint-Thomas aber war ein ausgelassener Wüstliug, oder vielleicht gerade wegen dieser Abweichung in ihren Sitten und Neigungen, hatte sich eine Art freundschaftlichen Verhältnisses zwischen ihnen gebildet.

Saint-Thomas, der ein angenehmer Spieler war und Gesellschaften liebte, bat Montgeorge, ihn bei seiner Geliebten einzuführen, und dieser erfüllte eines Abends seinen Wunsch.

Madame Tiquet empfing ihn, als einen Freund Montgeorge's, auf das freundlichste, und da sie wußte, daß er ein Liebhaber des Spiels war, machte sie, um ihm einen Beweis ihres Wohlwollens zu geben, gegen Ende der Soiree, nachdem die meisten Gäste sich verlaufen hatten, ihm den Vorschlag, eine Partie Imperiale mit ihr zu spielen.

Schon seit einiger Zeit saßen sie von der übrigen Gesellschaft ziemlich entfernt, am Spiel-

tisch, als die Partie auf einen Augenblick unterbrochen wurde, indem Doucet seine Gebieterin etwas fragte. Unterdessen blickte sich Saint-Thomas im Zimmer um, wie man es gewöhnlich an einem Orte thut, wo man sich zum ersten Male befindet, und es fiel ihm besonders ein an der Wand hängendes Portrait in die Augen, das ihn anzublicken schien.

Er wurde hauptsächlich deshalb auf dieses Bild aufmerksam, weil die Züge desselben, obgleich er sie nur ein einziges Mal und nur auf einen Blick gesehen hatte, dennoch tief in sein Gedächtniß eingegraben waren, und von diesem Zufalle betroffen, konnte er sich nicht enthalten, sobald Madame Tiquet nicht mehr mit ihrem Bedienten sprach, sie zu fragen, wen das Portrait vorstellte.

„Es ist mein Mann," erwiederte die Dame.

„Und das Bild ist ähnlich?"

„Herr Tiquet ist ein wenig geschmeichelt, sonst aber ist er ziemlich getroffen."

„Das ist merkwürdig!" sagte Saint-Thomas.

„Es ist merkwürdig, daß ein Portrait dem Original ähnlich ist?" versetzte Madame Tiquet lachend, als wäre dem Mousquetair eine einfältige Bemerkung entschlüpft.

„Sie sind nicht Wittwe?" fragte Saint-

Thomas, seine Idee verfolgend, ohne auf die an ihn gethane Frage zu antworten.

„Soviel ich weiß nicht," antwortete Madame Tiquet, deren Aufmerksamkeit durch diese Frage geweckt worden war; „Sie wissen jedoch," setzte sie klüglich hinzu, „daß mein Mann abwesend ist. Aber ich habe ziemlich neue Nachrichten von ihm, welche mich glauben lassen, daß er mir noch nicht entrissen ist."

„Dann ist es ein Spiel meiner Phantasie oder eine Laune des Zufalls, denn es ist schon einige Zeit her, als mir das begegnete, was mich veranlaßt, diese Fragen an Sie zu richten."

Jedes Wort des Chevalier war für die Parlamentsräthin ein Dolchstich und vermehrte ihre Angst; indessen beherrschte sie sich hinlänglich, um von dem, was in ihr vorging, nichts merken zu lassen. Zwei Wege boten sich ihr dar; in kürzerer Zeit, als wir nöthig haben, es zu erzählen, berechnete sie, daß sie das gefährliche Gespräch abbrechen konnte, indem sie sagte, daß sie entsetzlich furchtsam sei und keine schmerzliche Erzählung anhören möchte, die sie vielleicht auf den grundlosen Gedanken bringen könnte, daß ihrem Manne ein Unglück begegnet sei; aber auf der andren Seite verbarg sie sich nicht, daß es muthiger und auch klüger

sei, gründlich zu erforschen, welche Gedanken Saint-Thomas haben könnte, um sie, wenn es möglich wäre, zu widerlegen, oder um im Stande zu sein, die Folgen derselben abzuwenden, wenn Jenes nicht mehr möglich wäre. Sie entschloß sich zu dem Letzteren und fragte daher im gleichgültigen Tone: „Darf man nicht wissen, was Ihnen begegnet ist?"

„Allerdings," erwiederte Saint-Thomas, der nichts sehnlicher wünschte, als es erzählen zu können. „Vor ohngefähr drei Monaten befand ich mich gegen Mitternacht auf dem Gottesacker von Saint-Medard ..."

Wir lassen den Chevalier seine Erzählung fortsetzen, die uns schon bekannt ist, um einen Zuhörer zu beobachten, der, an der Thür stehend, nicht ein Wort von dem Gespräch verlor und ihm die gespannteste Aufmerksamkeit widmete, sobald er den Eingang vernommen hatte.

Dieser Zuhörer war Jean Doucet; er war zurückgekommen, um seiner Gebieterin über das häusliche Geschäft, welches sie ihm aufgetragen hatte, Bericht abzustatten, als die ersten, für ihn so bedeutungsvollen Worte des Chevalier sein Ohr trafen. Er blieb sogleich im Rücken des Erzählers stehen, so daß dieser ihn nicht sehen konnte, und ließ ihn seine Geschichte völlig beendigen. Dann empfahl er Madame

Tiquet Stillschweigen, indem er den Finger auf den Mund legte, und verließ das Zimmer.

Madame Tiquet, welche zum ersten Male erfuhr, auf welche Weise der Mörder seine That vollbracht hatte — denn ein leicht erklärliches Gefühl hatte sie abgehalten, ihn danach zu fragen — blieb ganz ruhig; sie versicherte dem Chevalier, daß der Unglückliche, dessen Leichnam er gesehen, ihr Gatte nicht sein könne, da sie nach der Zeit jenes Ereignisses Briefe von ihm erhalten habe, die sie ihm zeigen wolle, wenn er es wünschen sollte, um ihm jeden Zweifel zu benehmen. Indessen setzte sie hinzu, daß es ihr doch lieb sein würde, wenn er jenen Vorfall nicht weiter verbreitete, da er geeignet sei, nachdem Tiquet sie auf eine so auffallende und unerwartete Art verlassen habe, ein nachtheiliges Licht auf sie zu werfen; sie ging sogar so weit, ihn zu bitten, er möchte gegen Montgeorge nichts davon erwähnen, da dieser überhaupt leicht zu beunruhigen sei, und auf dieses seltsame und geheimnißvolle Ereigniß vielleicht einen viel größeren Werth legen könnte, als es in der That habe.

Da Saint-Thomas nicht den geringsten Verdacht hatte, so versprach er ihr gern, zu schweigen. Bald darauf, nachdem die Partie beendigt war, welche Madame Tiquet nicht ab-

brechen wollte, um ihre Erschütterung nicht an den Tag zu legen, wurde die Sitzung aufgehoben, und da es schon spät war, nahm der Chevalier, den man nicht zum Abendessen zurückhielt, Abschied und entfernte sich.

Er war schon durch einige Straßen gegangen und nicht mehr weit von seiner Wohnung entfernt, als er zu bemerken glaubte, daß ein Mensch ihm von weitem folgte und seinen Schritt nach dem seinigen abmaß. Da die Gegend, wo er sich eben befand, ziemlich einsam war, schöpfte er Verdacht und blieb stehen. Das Nämliche that auch der Andre. Saint-Thomas ging dann entschlossen auf ihn zu, und glaubte beim Scheine einer Straßenlaterne das Gesicht eines Bedienten aus dem Tiquetschen Hause zu erkennen; aber fast in dem nämlichen Augenblicke hörte er, daß dieser den Hahn eines Pistols spannte, und er würde die ganze Ladung unmittelbar ins Gesicht bekommen haben, wäre nicht zum Glück nur das Zündkraut abgebrannt, so daß der Schuß nicht losging.

Mit dem Degen in der Faust stürzte er jetzt auf den Angreifenden zu, aber dieser ergriff eiligst die Flucht, und da er schneller auf den Beinen war, als der Mousquetair, so entging er der Verfolgung desselben und die-

ser mußte Verzicht darauf leisten, ihn einzuholen.

9.

Der hinterlistige Ueberfall, dem Saint-Thomas glücklich entgangen war, gab ihm viel zu denken, und da er auf die erste Idee zurückkam, die er beim Erblicken des Portraits gehabt hatte, so zweifelte er nicht mehr daran, daß das Original desselben ermordet worden sei. Wenn er sich aber nicht getäuscht hatte, daß der Mensch, der ihn überfallen, einer der Bedienten der Parlamentsräthin war, so mußte natürlich auf diese ein schwerer Verdacht wegen der Ermordung ihres Mannes fallen. Es war klar, daß sie, durch sein Versprechen der Verschwiegenheit nicht völlig beruhigt, ein kräftigeres Mittel hatte anwenden wollen, um sich derselben zu versichern. Die ganze Sache blieb ihm demohngeachtet ziemlich dunkel, denn die Sicherheit, mit welchem Madame Tiquet von den Briefen ihres Mannes gesprochen hatte, die von einem späteren Datum sein sollten, als jener Vorfall, bei welchem er seinen Leichnam

gesehen zu haben glaubte, zerstörte die Logik dieser Erklärung. Wie dem aber sein mochte, die Neugierde, die ihn nach seiner Entdeckung auf dem Gottesacker gequält hatte, ergriff ihn von neuem, und am andren Morgen, sobald die Schicklichkeit es erlaubte, machte er Madame Tiquet einen Besuch.

Die Parlamentsräthin, welche bei der Neuheit ihrer Bekanntschaft nicht erwarten konnte, ihn so bald wiederzusehen, fragte ihn mit einer Grazie, die nicht frei von Zwang und Unruhe war, nach dem Grunde seines Besuchs.

„Ich wollte nur fragen, schöne Frau," erwiederte der Mousquetair, indem er ohne Umstände zur Sache kam, „ob Sie mir gestern Abend die Ehre erzeigt haben, mir Jemanden nachzuschicken, der mich ermorden sollte?"

„Eine galante Frage!" antwortete Madame Tiquet, indem sie zu lächeln versuchte; „ist es Ihnen Ernst damit?"

„Der höchste Ernst von der Welt. Als ich von Ihnen wegging, verfolgte mich ein Mensch, der ein Pistol auf mich abdrückte. Ich wurde nicht getroffen, denn das Gewehr versagte; aber ich muß es Ihnen gestehen, ich glaubte in dem Schurken einen Ihrer Bedienten zu erkennen, der einen Augenblick vorher, ehe ich Ihnen die Geschichte erzählte, wegen

der Sie mir so dringend Stillschweigen empfahlen, mit Ihnen sprach. Sie werden einsehen, daß dies wohl einige Erklärung zwischen uns verdient."

Madame Tiquet kannte ihren Jean Doucet zu gut, um nicht die Hand zu errathen, die hierbei im Spiel war; sie beeilte sich jedoch nicht, etwas zu gestehen, sondern gab dem Chevalier zu bedenken, daß er schon durch den Anblick des Bildes ein Vorurtheil gefaßt gehabt habe, und daß er sich daher leicht habe irren können, indem er in Demjenigen, der ihn angegriffen, einen ihrer Leute zu erkennen glaubte.

„Auch behaupte ich nichts," erwiederte Saint-Thomas; „aber haben Sie die Güte, den Menschen kommen zu lassen, den ich in Verdacht habe, und wenn ich ihn bei Tage sehe, werde ich mich nicht täuschen."

Der Ausgang dieser Confrontation war nicht eben sehr beruhigend; indessen sah Madame Tiquet ein, daß sie nicht zu vermeiden war, und sie mußte sich daher den Folgen derselben unterwerfen. Nachdem ihr der Chevalier noch einmal Denjenigen bezeichnet, welcher mit ihr gesprochen hatte, als sie beim Spiel waren, gab sie Befehl, Jean Doucet zu rufen.

Während man seine Ankunft erwartete, schickte sich Madame Tiquet an, um den Ver-

dacht des Chevaliers, welcher mit starken Schritten der Entdeckung der Wahrheit entgegenging, zu widerlegen, ihm den letzten Brief zu zeigen, den sie angeblich aus La Rochelle erhalten hatte, und der ihr die Abreise ihres Mannes nach Westindien meldete, und sie mußte sich gewiß recht gedemüthigt fühlen, daß sie gezwungen war, sich so vor einem Manne, der ihr fast unbekannt war, zu rechtfertigen. Aber ihre Lage wurde noch viel bedenklicher, als das eintretende Kammermädchen ihr meldete, daß Jean Doucet die Nacht außer dem Hause zugebracht habe und auch noch nicht zurückgekommen sei.

Nachdem das Mädchen sich wieder entfernt hatte, sagte der Chevalier nichts als das sehr bedeutungsvolle Wort;

„Nun?"

„Ich muß gestehen, Herr Chevalier, daß ein merkwürdiger Unstern diesem Allen einen geheimnißvollen Anstrich giebt; aber noch einmal, lesen Sie den Brief meines Mannes, denn er beantwortet zum größten Theil Ihre seltsamen Vermuthungen.

In diesem Augenblick wurde die Thür des Zimmers geöffnet und Herr von Montgeorge gemeldet. Eine neue Verwickelung!

Saint-Thomas, der von der Wahrheit seiner Beschuldigung ziemlich überzeugt war,

hielt es nicht mehr für nöthig, die geringste Schonung zu beobachten. Da Montgeorge über seinen frühen Besuch bei seiner Geliebten und über die ernste Miene, die er an Beiden bemerkte, verwundert war, sagte der Chevalier in scherzhaftem Tone zu ihm: „Es ist gut, daß Sie kommen, lieber Freund, Sie sind hier nicht überflüssig.“

„Das will ich allerdings glauben,“ erwiederte Montgeorge ernsthaft.

„Sie sollen uns helfen, eine geheimnißvolle Geschichte aufzuklären, zu welcher man des Teufels Brille haben möchte,“ fuhr der Chevalier fort.

„Herr Chevalier,“ sagte die Räthin, „fürchten Sie nicht, daß Sie Ihr übereiltes Urtheil später zu bereuen haben werden?“

„Aber von was ist denn die Rede?“ fragte Montgeorge; „Sie scheinen beiderseits in einer außerordentlichen Aufregung zu sein.“

„In zwei Worten, die Geschichte ist folgende,“ erwiederte der Mousquetair, und trotz dem bittenden Blicke der Parlementsräthin, mit welcher sie Aufschub oder Nachsicht von ihm zu erlangen hoffte, erzählte er die Scene auf dem Gottesacker, sein Erkennen des Portraits, die Bitten der Dame, daß er die Sache gegen ihn verschweigen möchte, dann den nächtlichen Mord-

anfall und endlich das Verschwinden Desjenigen, den er für seinen Mörder hielt.

Während der Zeit, welche diese Erzählung dauerte, hatte die unglückliche Parlamentsräthin Muße, darüber nachzudenken, was sie zu thun habe. Sie sah, vielleicht zu spät, ein, daß sie einen ungeheuren Fehler begangen, indem sie kein Vertrauen zu Montgeorge gehabt, oder vielmehr eine zu ängstliche Rücksicht auf seine Empfindlichkeit genommen hatte, und sie entschloß sich daher, diesen Fehler auf der Stelle wieder gut zu machen.

„Hören Sie mich an, Montgeorge," sagte sie, indem sie sich in seine Arme warf, wo sie aber ziemlich kühl empfangen wurde; „ich weiß, wie ängstlich Sie in Bezug auf das Urtheil der Welt sind, und welchen Werth Sie auf einen reinen, fleckenlosen und von keinem zweideutigen Scheine getrübten Ruf legen. Durch den Zufall und gegen meinen Willen bin ich in ein entsetzliches Verhältniß verwickelt worden; aber der Muth hat mir gefehlt, Ihnen ein Geständniß zu machen, welches unsre Verbindung hätte trüben können. Ich habe unrecht gehandelt und die Härte Ihres Freundes beweist es mir. Hören Sie mich an, ich will Ihnen Alles sagen."

Sie erzählte ihm hierauf ohne den gering-

sten Rückhalt Alles, was wir aus ihrem Gespräch mit Doucet schon kennen, sie gestand ihm endlich, daß der Mordversuch, dessen Opfer Saint Thomas fast geworden wäre, ihrer Vermuthung nach ebenfalls ein Streich des Elenden sei, allein sie versicherte zugleich auf das Bestimmteste, daß sie nicht den geringsten Antheil daran habe.

Montgeorge war über dieses fürchterliche Geständniß, das ihm so ganz unvorbereitet gemacht wurde, so erstaunt, daß er die Wahrheit desselben nicht glauben konnte. Indem ihm das finstere und abstoßende Gesicht Doucets mit der Erzählung seiner Verwegenheiten und seiner Verbrechen vorgeführt wurde, glaubte er der Vorlesung eines schauderhaften Romans beizuwohnen, den man vielleicht „den Mörder aus Liebe" hätte nennen können, und selbst aus dem Gesichtspunkte der reinen Erdichtung würde er die Fabel für sehr schlecht erfunden und durchgeführt erklärt haben. Ein Umstand besonders schien ihm unbegreiflich, obgleich er mehr als jeder Andre ihn hätte begreifen sollen, daß nämlich Madame Tiquet, nur um seine Empfindlichkeit zu schonen, sich entschlossen hatte, in dem entsetzlichen Kreise eingeschlossen zu bleiben, den man um sie gezogen, und es nicht versucht hatte, sich demselben zu ent-

reißen, indem sie sich ihm, ihrem natürlichen Beschützer und treuen Freunde, anvertraute. Ein solches Benehmen stand mit Demjenigen, welches er in einem ähnlichen Falle beobachtet haben würde, in solchem Widerspruch, daß er durchaus nicht daran glauben konnte.

„Ich hätte lieber zwanzigmal meine angebetetste Geliebte aufgeopfert,“ rief er, „als daß ich schweigend die Mitschuld an solchen empörenden Thaten übernommen hätte!“

Madame Tiquet erwiederte hierauf, daß die Frauen, denen die Liebe immer das Heiligste auf der Welt ist, die Dinge immer aus einem andren Gesichtspunkte betrachten und anders handeln, als die Männer; allein es war ihr nicht möglich, Montgeorge zu überzeugen, besonders in Gegenwart des Chevaliers, der, was wir ohne Anspielung auf den Namen sagen, durch eine ziemlich spöttische Miene seinem Freunde das Beispiel einer unerbittlichen Ungläubigkeit gab.

Da man jedoch zu einem Schlusse kommen mußte, so erklärte Montgeorge endlich, daß der einzige Weg, ihn von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, die, wenn auch verspätete gerichtliche Anzeige der ganzen Sache sei.

„Ich will Alles thun, was sie verlangen,“ erwiederte Madame Tiquet; „aber ich bitte Sie

auch zu bedenken, daß wir es mit einem höchst gefährlichen und entschlossenen Gegner zu thun haben. Dieser Mensch würde uns ganz gewiß als seine Mitschuldigen angeben, und leider ist es nur zu wahrscheinlich, daß diese Angabe Glauben finden würde, besonders nach dem unseligen Stillschweigen, daß ich darüber beobachtet habe."

„Das ist also die Frucht Ihrer Unvorsichtigkeit!" sagte Montgeorge, „wenn Sie Sich wirklich nur diesen einen Fehler vorzuwerfen haben; unser Interesse ist jetzt mit dem des größten Bösewichts verbunden, und wir haben nicht einmal mehr die Freiheit, nach unsrem Gewissen zu handeln!"

„Glauben Sie wenigstens vorläufig an meine Unschuld, Montgeorge!" bat Madame Tiquet, „und bevor Sie den Schritt thun, der sie Ihnen beweisen soll, lassen Sie uns Zeit zum Ueberlegen, was wir zu thun, welche Vorsichtsmaßregeln wir zu ergreifen haben. Wollen Sie mir diese Zeit nicht gewähren?"

„Madame hat Recht," sagte Saint-Thomas; „es ist ein wichtiger Schritt, die Vermittelung der Justiz anzurufen. Also nehmen Sie Sich Zeit, darüber nachzudenken." Sogleich aber zerstörte er den guten Eindruck dieser versönlichen Worte durch einen unpassenden

Scherz, denn indem er aufstand, setzte er hinzu: „Jedenfalls, Madame, unter uns keinen Groll!"

Montgeorge fühlte nicht den Muth in sich, mit Derjenigen, die ihm in einem so zweideutigen Lichte erschien, allein zu bleiben, und er sagte daher:

„Warten Sie, Chevalier, wir gehen zusammen."

Madame Tiquet vermuthete, daß er sich mit seinem Freunde berathen wollte, und sie zweifelte nicht an dem schlimmen Einflusse, den die Rathschläge des Chevalier auf ihren Geliebten haben würden; aber sie wagte nicht, etwas zu äußern und ließ ihn gehen, indem sie in einem Zustande zurückblieb, den man sich selbst leicht denken kann.

10.

Saint-Thomas hatte, wie alle Menschen von lockeren Sitten, eine sehr geringe Idee von weiblicher Tugend, und man kann sich daher denken, daß er keineswegs von der Unschuld der Parlamentsräthin völlig überzeugt

war. Nur nahm er die Sache nicht so tragisch wie Montgeorge, und die Beilegung derselben schien ihm gar keine Schwierigkeiten zu haben.

„Alles wohl überlegt," sagte er zu seinem Freunde, „hat die liebe Frau den würdigen Parlamenthsrath nur deshalb beseitigt, um Ihnen desto ungestörter angehören zu können, und ich sehe daher nicht recht ein, warum Sie so aufgebracht auf sie sind. Sie werden mir darauf erwiedern, daß sie das Todesurtheil auch auf mich hat erstrecken wollen, und daß dies zu leichtfertig mit einem Geschöpf Gottes umgehen heißt. Zugegeben; aber man muß auch auf die Lage solcher Leute Rücksicht nehmen, die am Gewissen ein Geschwür haben, welches alle Augenblicke zu bersten droht; sie thun alles Mögliche, um den Ausbruch hinauszuschieben, und ich sollte das Pflaster sein, mit welchem sie die Geschwulst langsam und ohne Schmerzen zertheilen wollte. Ahmen Sie mir nach, lieber Freund, und verzeihen Sie ihr diesen kleinen Geniestreich, indem Sie Ihr nur anrathen, in Zukunft mit den Herren Parlamentsräthen und den königlichen Mousquetairen etwas glimpflicher umzugehen."

„Also," erwiederte Montgeorge, „Sie sind überzeugt, daß sie bei dem Verbrechen die Hand im Spiele gehabt hat?"

„Was das betrifft, so habe ich keinen Zweifel,“ antwortete der Mousquetair, „und ich werde nie an den Roman glauben, den sie uns aufgetischt hat. Das riecht von weitem nach der Fabel; auch habe ich die einzelnen Umstände, die sie erzählt hat, kaum verstanden. Aber was kümmert Sie dies übrigens?“

„Mich? glauben Sie denn, daß ich ein solches Weib ferner lieben könnte?“

„Großer Gott!“ rief der Chevalier, „drei Viertel von denen, die ihrer Männer überdrüßig sind, würden das Nämliche thun, wenn sie den Muth dazu hätten, und wenn ihnen ein Jean Doucet zu Gebote stände. Diese hat sich wenigstens mit einer gewissen Offenheit dabei benommen, und ich liebe die Amazonen, welche mit einer solchen Entschlossenheit zu Werke gehen.“

„Also Sie sind nicht der Meinung, daß ich sie zwingen soll, das Verbrechen anzuzeigen?“

„Nein, denn theils müßte sie sich selbst denunciren, theils, und was das Schlimmste ist, würden auch Sie mit in die Untersuchung verwickelt werden. Ich bin in dieser Beziehung ganz ihrer Meinung: wenn man den treuen Diener aufs Aeußerste treibt, wird er sagen, daß er nur das Werkzeug gewesen ist, und die

Verantwortlichkeit für die Sache selbst könnte leicht bis auf Sie zurückgehen."

„O ich Unglücklicher!" rief Montgeorge schmerzlich, „daß ich einer solchen entsetzlichen Verantwortlichkeit ausgesetzt bin!"

„O nein, Sie sind gar nichts ausgesetzt. Der Schurke, dessen sie sich bedient hat und der mir ein wahres Mördergenie zu sein scheint, hat sich in der That sehr klug dabei benommen; die Briefe Tiquets, die er so geschickt fabrizirt hat, daß Jedermann sich davon hat täuschen lassen, haben jeden Verdacht entfernt. Man denkt, der brave Mann ist in Westindien und ich gewiß werde Niemanden eines Besseren belehren. Wer aber könnte der Sache auf den Grund gehen wollen?"

„Und Sie nennen das leben, wenn man unaufhörlich in der Furcht vor einem Verrathe schweben muß?"

„Hören Sie mich an, Montgeorge," sagte Saint-Thomas; „der erste Eindruck, den die Sache auf Sie gemacht hat, ist zu heftig gewesen, und in der That, wenn ich Sie sehe, wie Sie Sich die Sache so sehr zu Herzen nehmen, so bedaure ich es, daß ich dazu beigetragen habe, Sie in das Geheimniß einzuweihen; aber wenn Sie mir folgen wollen, so lassen wir uns wegen der unangenehmen Ge-

schichte kein graues Haar wachsen. Zwei meiner Freunde erwarten mich mit ihren Schönen in einem Wirthshause in Menilmontant; kommen Sie mit mir, wir ertränken Ihren Kummer in der Flasche, und morgen früh, nachdem wir die halbe Nacht tüchtig getrunken haben, werden Sie Sich selbst wundern, daß Sie die Sache mit ganz andren Augen betrachten."

„Ich danke Ihnen sehr," erwiederte Montgeorge; „ich bin gewohnt, wichtige Dinge bei nüchternem Verstande zu überlegen, und diese Angelegenheit ist so wichtig, als sie nur sein kann. Aber ich will Sie von Ihrer Partie nicht abhalten, lieber Freund, und ohnehin ist es mir lieber, ich bin allein, um mich ein wenig sammeln zu können."

„Ich verspreche Ihnen," sagte der Chevalier, indem er ihm zum Abschied die Hand reichte, „daß ich morgen früh mit gesundem Körper und Geiste bei Ihnen sein werde, um über den Entschluß, den Sie gefaßt haben, ruhig mit Ihnen sprechen zu können."

Hierauf trennten sie sich, der Eine um seinem Schmerze nachzuhängen, der Andre um sich der Freude zu überlassen.

11.

Wir wollen unsre Leser nicht zu Zeugen des inneren Kampfes machen, welcher sich in dem Herzen des unglücklichen Montgeorge erhob, sobald er allein war, und zu einer Ueberzeugung zu kommen suchte. Der folgende Brief, den er noch an dem nämlichen Abende an seine Geliebte abschickte, wird hinreichen, um seine Absicht und den darauf gegründeten Entschluß darzuthun.

„Madame," schrieb er, „ich habe alles „Mögliche gethan, um Ihnen zu glauben, aber „ich bin nur bis zum Zweifel gekommen. „Wenn Sie aber auch unschuldig sind, so konnte „ich doch nicht den Gedanken ertragen, daß ein „Elender mich, sobald es ihm beliebt, vor Ge„richt schleppen und der Theilnahme an seinem „Verbrechen bezüchtigen kann. Diese fürchter„liche Drohung gehört nicht zu denen, die man „mit Festigkeit und Muth beschwören kann; „man muß fliehen und sich ihr entziehen, und „diesen Entschluß habe auch ich gefaßt. Wenn „Sie diesen Brief erhalten, bin ich bereits „unterwegs, um Frankreich zu verlassen und „jenseit seiner Grenzen Sicherheit gegen die „Schande zu suchen. Noch vor wenigen Tagen

„hatte ich die feste Ueberzeugung, daß unsre
„Verbindung nur mit dem Leben endigen
„würde; aber die Vorsehung hat sie wahr-
„scheinlich nicht länger dulden wollen, und hat
„ihr daher rasch und unerwartet ein Ziel ge-
„setzt. Ich hoffe, daß sie uns Beiden die Kraft
„geben wird, die Tage der Prüfung zu ertra-
„gen, welche auf die so schnell entschwundenen
„Tage unsres Glücks folgen werden. Leben
„Sie wohl auf lange Zeit, vielleicht auf immer,
„von dem, der sich so freudig nannte

„Ihren treu ergebenen

„Montgeorge."

Man kann sich denken, wie dieser Brief das Herz der Parlamentsräthin zerriß. Nicht allein enthielt er die Nachricht einer schmerzlichen Trennung, sondern er sagte ihr auch, daß der Mann, den sie am meisten in der Welt liebte, dabei beharrte, sie eines entsetzlichen Verbrechens fähig zu halten, und wahrscheinlich aus dieser traurigen Ueberzeugung den Muth geschöpft hatte, ihr mit dieser Kälte und dieser Härte zu schreiben.

Halb wahnsinnig vor Schmerz hatte die arme Verlassene nur den einzigen Gedanken, zu Montgeorge zu eilen, in der Hoffnung, daß er seinen Plan noch nicht ausgeführt haben würde, und daß sie ihn noch dahin bringen

könnte, ihn aufzugeben. Obgleich es Nacht war und ein eiskalter Regen fiel, ging sie doch allein und zu Fuß fort, ohne sich die Zeit zu nehmen, sich umzukleiden, und kam ganz außer sich in die Wohnung ihres Geliebten. Aber hier erhielt sie die traurige Bestätigung ihres Unglücks. Schon seit einigen Stunden war Montgeorge, nachdem er alle Anstalten zu einer wahrscheinlich langen Abwesenheit getroffen hatte, mit seinem Diener abgereist, ohne die geringste Spur zurückzulassen, welchen Weg er eingeschlagen hatte.

In der Verzweiflung, in welche sie durch diese niederschlagende Nachricht versetzt worden war, sah sie Niemanden mehr, als Saint-Thomas, auf den sie einige Hoffnung setzen konnte, und ohne über das Auffallende eines solchen Schrittes nachzudenken, eilte sie unverzüglich in das Hotel der Mousquetaire, um von dem Chevalier zu erfahren, ob ihm Montgeorge nicht etwas über seinem Entschluß gesagt hatte. Aber sie befand sich in einer jener Stunden des Lebens, welche in jeder Beziehung dem Fluch anheim gefallen zu sein scheinen, und in denen uns nichts gelingt. Wir haben daher nicht nöthig zu sagen, daß sie den Chevalier nicht fand, von welchem wir ohnehin wissen, daß er bei einer lustigen Partie in Menilmon-

tant war. Sie ließ bei dem Hausmeister die Bitte an ihn zurück, daß er sie sogleich besuchen möchte, sobald er nach Hause kommen würde.

Gezwungen, in ihre Wohnung zurückzukehren, ohne auch nur den Schatten einer tröstlichen Aussicht erlangt zu haben, erschreckte sie ihre Leute durch die Unordnung, welche an ihrer ganzen Person zu bemerken war. Die entsetzlichste Verzweiflung sprach aus ihren Zügen, und ihre Kleidungsstücke waren beschmuzt und vom Regen durchnäßt, denn es war ihr nicht einmal in den Sinn gekommen, einen Fiaker zu nehmen, und überdies fand sie auch in der Bewegung und dem schnellen Lauf eine Art Zerstreuung in ihrem fürchterlichen Seelenzustande.

Der Abend verging ohne daß Saint-Thomas erschien, und die ganze lange Nacht brachte sie in einer solchen qualvollen Angst zu, daß Tiquet selbst, wäre er Zeuge davon gewesen, sich für hinlänglich gerächt gehalten haben würde.

Da der Chevalier auch am folgenden Vormittage nicht erschien, entschloß sich Madame Tiquet, zu ihm zu schicken. Er war noch nicht nach Haus gekommen, und dies befremdete auch Niemanden, da er seine Aus-

schweifungen oft drei bis vier Tage in einem Odem fortsetzte.

Während sie noch einen Tag in dieser fürchterlichen Erwartung zubringen mußte, wurde ihr Leiden noch durch einen sehr unangenehmen Zwischenfall vermehrt. Sie war genöthigt, den Besuch der Frau von Turgis anzunehmen, welche trotz des Befehls, den sie gegeben hatte, Niemanden zu ihr zu lassen, sich dennoch eindrängte. Bei dieser Gelegenheit erhielt sie einen Begriff von dem Werthe dieser Freundschaften der eleganten Welt, welche weder auf gegenseitige Achtung noch Vertrauen gegründet sind, und ihre Entstehung nur einer gemeinschaftlichen Neigung zum Vergnügen oder gewissen gesellschaftlichen Verhältnissen verdanken. Wäre Frau von Turgis eine dieses Namens würdige Freundin gewesen, so würde die unglückliche Parlamentsräthin in ihrer traurigen Lage eine große Erleichterung darin gefunden haben, ihr Herz ihr zu öffnen und sie um ihren Rath zu bitten; aber ein richtiges Gefühl sagte ihr, daß sie Geheimnisse von so hoher Wichtigkeit einer leichtsinnigen Frau ohne Grundsätze nicht anvertrauen dürfe, die ohnehin eigentlich die erste Ursache ihres Schmerzes war, da nur ihre unglückliche Vermittelung das Verhältniß mit Montgeorge herbeigeführt

hatte. Trotz des Drängens der Besucherin, sich ihr anzuvertrauen, schwieg sie daher auch beharrlich, denn sie wollte lieber die Qual ertragen, ihre Thränen unter einer erzwungenen Heiterkeit zu verbergen, als ein solches Weib in das Heiligthum ihrer geheimen Gedanken und ihres Schmerzes einzuführen.

Endlich gegen Abend erschien Saint-Thomas, welcher sogleich bei ihr eingeführt wurde. Aber weit entfernt, eine Nachricht über Montgeorge mitzubringen, kam er eher in der Absicht, sich nach ihm zu erkundigen, denn da er die ganze Zeit, seitdem er sich gestern von ihm getrennt, beim Spiel zugebracht hatte, war ihm nicht das Geringste von seinem Entschlusse bekannt und er erfuhr diesen erst jetzt von Madame Tiquet. Wäre diese klug und bei kaltem Blute gewesen, so würde sie eingesehen haben, daß ihr der Chevalier nun von keinem Nutzen weiter sein konnte, und sie würde sich gehütet haben, dem Verhältnisse mit einem Manne weitere Folge zu geben, der ihr schon so viel Unglück gebracht hatte und dessen Bekanntschaft in keinem Falle wünschenswerth war. Aber in ihrer Verzweiflung klammerte sie sich gleichsam an die Idee an, daß sie durch ihn auf die Spur des Geliebten kommen könne, und deshalb bat sie ihn, sie wieder zu

besuchen, wenn er einige Schritte gethan haben würde, um den Aufenthalt des Flüchtlings zu erfahren. Saint-Thomas ließ sich nicht lange bitten um das verlangte Versprechen zu geben.

Einige Tage später kam er in der That wieder zu Madame Tiquet, aber alle seine Nachforschungen waren vergebens gewesen, er hatte nichts entdecken können. Er wurde dringend gebeten, sich nicht abschrecken zu lassen und seine Bemühungen fortzusetzen, und erhielt dadurch Gelegenheit, die schöne Verlassene ziemlich oft zu sehen, denn er war ihre einzige und letzte Hoffnung, den Verlorenen wiederzufinden.

Wie wir eben erwähnten, war Madame Tiquet schön, und in dem Augenblicke, von dem wir sprechen, wurde ihre Schönheit noch durch den Ausdruck ihres Schmerzes vermehrt. Saint-Thomas war ein leidenschaftlicher Liebhaber des Spiels, des Weins und der Frauen, und im Anfang unsrer Erzählung haben wir gesehen, daß er in einer ziemlich niedrigen Sphäre ein Verhältniß angeknüpft hatte; man wird sich daher nicht wundern, daß er jetzt, wo er mit einer schönen Frau in Berührung kam, die auf einer ungleich höheren Stufe stand; die überdies, was außerordentlich ver-

führerisch ist, verlassen und unbeschäftigt war, sich von einer lebhaften Flamme ergriffen fühlte, welche lange zu verbergen nicht in seiner Natur lag.

Einige Splitterrichter werden vielleicht den Stein auf ihn werfen, weil er die Hand nach dem Eigenthum seines Freundes ausstreckte; aber diesen moralischen Puristen geben wir zu bedenken, zuerst, daß das Feld brach lag, dann aber, daß das Gebot Mose's, welches verbietet, das Weib, den Knecht, die Magd, den Ochsen, den Esel des Nächsten, und Alles was sein ist, zu begehren, in unsren Sitten eine wichtige Abänderung erlitten hat: der Knecht, die Magd, der Ochs, der Esel sind noch wie sonst, heilig; aber was die Frau des Nächsten betrifft, so weiß Jedermann, daß sie eine gute Prise ist, und daß in dieser Beziehung ein Freund kein Nächster ist, der ein größeres Vorrecht hätte, als der Erste Beste. Diese Grundsätze hatte Saint-Thomas, so lange er auf der Welt und Mousquetair des Königs war, immer und überall befolgen sehen, und man wird ihm daher verzeihen, daß er bei dieser Gelegenheit sich nicht lange den Kopf mit lächerlichen Bedenklichkeiten zerbrach und seine Eroberung poussirte, ohne daß sein Gewissen die geringste Einwendung dagegen machte.

Schwerer wäre es jedoch, zu behaupten, daß diese Eroberung leicht war und daß er Hoffnung hatte, sie bald mit dem gewünschten Erfolge gekrönt zu sehen. Zuerst dauerte die Liebe der Parlamentsräthin zu Montgeorge nicht allein fort, sondern sie war durch sein plötzliches Verschwinden nur noch heißer geworden. Hätte sie aber auch die Idee gehabt, die Stelle des verlorenen Geliebten wieder zu besetzen, so würde sie eher zwanzig andre Männer gewählt haben, als den Mousquetair Saint-Thomas; denn abgerechnet, daß er ein Anbeter von ziemlich roher Sorte gewesen wäre, so kannte sie auch seinen Lebenswandel und wußte, daß er ein Mädchenjäger und Wüstling war. Sobald sie überdies die Hoffnung verlor, von ihm Aufklärung von Montgeorge zu erhalten, erschien er ihr immer mehr in seinem wahren Lichte, nämlich als Derjenige, welcher durch seine Rücksichtslosigkeit das Glück ihres ganzen Lebens zerstört hatte. Aber gerade der Umstand, welcher ihr den Mousquetair am verhaßtesten machte, war derjenige, auf welchen er die meiste Hoffnung gründete, Erhörung zu finden. Er hätte es sonderbar gefunden, wenn man ihm, der im Besitz eines fürchterlichen Geheimnisses war, das er leicht mißbrauchen konnte, nicht außerordentlich dank-

bar fstr seine Verschwiegenheit gewesen wäre, und er überzeugte sich endlich so sehr, daß der Heroismus dieses Benehmens ihm das Recht gab, jede Art von Dank in Anspruch zu nehmen, daß er es wagte, es dem Gegenstande seiner Wünsche, gewissermaßen als eine Drohung, ins Gesicht zu sagen.

Die würdige und verächtliche Haltung, welche Madame Tiquet dieser empörenden Erklärung gegenüber beibehielt, bewies unsrem Verliebten, daß er weiter gegangen war, als das Zartgefühl es erlaubte, und da es ihm nicht an Verstande fehlte, so lenkte er in Bezug auf diesen Gegenstand klüglich wieder ein. Er zeigte sogar von jetzt an eine noch größere Zurückhaltung, als er bis dahin bei seinen Bewerbungen beobachtet hatte. Allein Madame Tiquet beging einen Fehler, der ihre Lage bedeutend verschlimmerte. Da sie bemerkte, daß der Mousquetair oft in Verlegenheit wegen Bestreitung seiner Ausgaben war, so hielt sie es für klug, ihn durch Geldgefälligkeiten an sich zu fesseln, und stellte daher ihre Börse zu seiner Verfügung. Anstatt jedoch, wie sie hoffte, sich seinen Dank zu erwerben, weckte sie nur seine Habsucht; er berechnete, daß, wenn er Herr der Person wäre, er um so gewisser auch Herr des Vermögens sein

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

würde, und sein Wunsch sie zu besitzen wurde daher nur immer heftiger, seine Bewerbungen immer zudringlicher, so daß er sich endlich völlig verhaßt machte. Außer dieser häuslichen Verfolgung gab Saint-Thomas auch, ohne geradezu sein vorgebliches Glück auszuplaudern, seinen Bekannten doch hin und wieder etwas davon zu verstehen, so daß Jeder, der seine öfteren Besuche bei Madame Tiquet sah, sehr geneigt war, zu glauben, daß sie ihn mit ihrer Gunst beehrte. Man wird einsehen, daß auf diese Weise das Verhältniß mit dem Chevalier der unglücklichen Wittwe unerträglich wurde und daß sie um jeden Preis sich daraus zu befreien wünschte.

12.

Eines Tages, ohngefähr sechs Wochen nach dem Verschwinden Montgeorge's, benahm sich der Chevalier mit einer solchen unausstehlichen Zudringlichkeit, daß Madame Tiquet sich genöthigt sah, selbst auf die Gefahr, ihn ganz gegen sich aufzubringen, ihm die Thür zu zeigen und zu drohen, sie werde ihre Leute her-

beirufen. Als sie hierauf am Abende, in ihre traurigen Gedanken versunken, allein in ihrem Zimmer war, wurde ihr gemeldet, daß zwei unbekannte Personen sie zu sprechen wünschten.

Ihr erster Gedanke war, sie abzuweisen; im nächsten Augenblick aber hatte sie die Idee, daß man ihr vielleicht Nachrichten von Montgeorge bringen könnte, und sie befahl daher, die Fremden einzulassen.

Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie in den Eintretenden den Mörder Jean Doucet und den ermordeten Tiquet erkannte, welche im besten Vernehmen mit einander zu stehen schienen!

Die arme Frau war über diesen Anblick so ungeheuer erschrocken, daß sie kein Wort hervorzubringen vermochte, und zugleich war ihre ganze Aufmerksamkeit damit beschäftigt, sich zu überzeugen, daß ihre Augen sie nicht täuschten.

Jean Doucet nahm zuerst das Wort, indem er lachend zu ihr sagte: „Uns haben Sie gewiß nicht erwartet, Madame!"

„In der That," erwiederte sie; „nach dem, was Sie mir gesagt hatten, konnte ich nicht glauben . . ."

„Herrn Tiquet wiederzusehen," unterbrach sie Doucet. „Aber Sie sehen, man kommt aus weiter Ferne zurück, und ich führe Ihnen den

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn Gemahl frisch und gesund wieder zu. Aber finden Sie ihn nicht ein wenig verändert?"

„Er scheint im Gegentheil bei vortrefflicher Gesundheit zu sein," erwiederte schüchtern die Parlamentsräthin, während sie den wiederaufgestandenen Gatten fortdauernd mit staunender Bewunderung betrachtete.

„O sehen Sie ihn nur an," sagte Doucet scherzend; „ich versichere Ihnen, daß es kein Andrer ist; nur ist er nicht mehr der eifersüchtige und argwöhnische Ehemann, den Sie gekannt haben, sondern er kommt vollkommen gebessert zurück."

Um an das Wunder, das vor ihren Augen geschah, zu glauben, bedurfte Madame Tiquet noch eines letzten Beweises, nämlich daß der vor ihr stehende Parlamentsrath das bisher beobachtete Stillschweigen brach und seine Stimme hören ließ.

Als hätte Doucet die Gedanken seiner Gebieterin errathen, sagte er zu Tiquet mit einer Familiarität, von welcher die Ehrerbietung nicht ausgeschlossen war:

„Wollen Sie nicht die Güte haben zu sprechen, Herr Parlamentsrath, um Ihrer Frau Gemahlin das zu bestätigen, was ich ihr in Ihrem Namen versichert habe?"

„Allerdings," erwiederte Tiquet, „und an

mir soll es nicht liegen, daß wir im besten Einverständnisse zusammen leben werden."

Jetzt war kein Zweifel mehr möglich; es war ebenso gewiß Tiquets Stimme und Sprache, wie die vollkommenste Aehnlichkeit in seiner ganzen Person nicht zu verkennen war. Kehrte er aus dem Grabe zurück oder war er niemals todt gewesen? das war noch die einzige Frage; aber lebendig war er, daran war nicht zu zweifeln.

„Das Wunder soll Ihnen sogleich erklärt werden, Madame," sagte Doucet; „aber wenn Sie erlauben, setzen wir dieses Gespräch nicht länger fort. Wir haben heute einen weiten Weg zurückgelegt und Herr Tiquet wird der Ruhe bedürfen; ich werde ihn daher jetzt zu Bett bringen und dann wiederkommen, um Ihnen die Geschichte seiner Abwesenheit und seiner Zurückkunft zu erzählen."

Mit diesen Worten öffnete er die Thür, ließ seinen Herrn zuerst hinausgehen und folgte ihm, ohne daß Madame Tiquet, welche noch nicht wußte, ob sie wachte oder träumte, das Geringste that, um sie zurückzuhalten.

13.

Doucet kam bald zurück, und dies war ein Glück für seine Gebieterin, denn während seiner Abwesenheit wurde sie von einer solchen Masse sich widerstreitender Gedanken bestürmt, daß sie in diesem Kampfe den Verstand verloren haben würde, wenn er noch länger gedauert hätte. Wie konnte sie es sich auch erklären, daß ein Mann, welcher begraben worden war, nicht einmal todt gewesen sein sollte? Wie konnte sie sich erklären, daß Derjenige, der ihn ermordet hat, jetzt im besten Verhältnisse mit ihm zu stehen schien? Wie war es zu erklären, daß Doucet, der sich früher mit solcher Frechheit glücklich gepriesen, daß er den Ehemann, als das gefährlichste Hinderniß gegen seine Pläne, beseitigt hatte, jetzt sich zu freuen und zu triumphiren schien, daß er ihn zurückbrachte? Wie konnte sie begreifen, daß der Parlamentsrath seine Eifersucht und seinen Argwohn abgelegt und daß es ebenfalls Doucet war, der ihn davon geheilt hatte? Gewiß, wenn es jemals eine begründete und gerechtfertigte Neugierde gab, so war es diejenige, von welcher die Parlamentsräthin in diesem Augenblicke gequält wurde.

„Sie werden,“ sagte Jean Doucet, indem er wieder in das Zimmer trat, wo er mit solcher Ungeduld erwartet wurde, „von meinem plötzlichen Verschwinden am Morgen nach dem Tage, an welchem der Chevalier von Saint-Thomas Ihnen eine so merkwürdige Geschichte erzählte, ohne Zweifel sehr überrascht worden sein.“

„Sie irren Sich,“ erwiederte Madame Tiquet, „denn der schöne Mordversuch, den Sie gegen den Chevalier unternommen hatten, erklärte mir Ihre Flucht vollkommen. Aber was mich viel mehr überrascht hat, ist, daß Tiquet, dessen Tod Sie mir versichert haben, heute in mein Haus zurückgekommen ist.“

„Es ist nichts leichter zu erklären, als das; nur erlauben Sie mir, Madame, die Erzählung, die ich Ihnen zu machen habe, nicht mit der Entwickelung zu beginnen, denn sonst wäre es möglich, daß Sie mich nicht verstehen. Ich sage daher, daß Ihnen mein plötzliches Verschwinden, wenn es Sie auch nicht in großes Erstaunen versetzt hat, doch wenigstens als eine große Feigheit hat erscheinen müssen.“

„Es ist wahr; nachdem Sie mir schon die furchtbarste Angst verursacht hatten, vermehrten Sie diese noch durch ein neues Verbrechen, und in dem nämlichen Augenblicke verließen

Sie mich. Indessen, Jeder denkt an seine Sicherheit."

„Ich will es gestehen: als ich sah, daß Saint-Thomas unsrem Geheimnisse auf der Spur war . . ."

„Unsrem Geheimnisse? Es war also wirklich ein Geheimniß vorhanden, Sie hatten Tiquet ermordet?"

„Ich habe ihn ermordet, Madame, so wie ich die Ehre gehabt habe, es Ihnen zu erzählen."

„Aber wie ist es dann möglich, daß er jetzt . . ."

„Sie sollen es erfahren, Madame; nur lassen Sie mich Ihnen zuvor sagen, daß ich den Kopf verlor, als ich den Chevalier das Ereigniß auf dem Gottesacker erzählen hörte, und daß ich mich entschloß, ihn um jeden Preis zum Schweigen zu bringen; aber das Pistol versagte."

„Ich bewundere die Kaltblütigkeit, mit welcher Sie von den entsetzlichen Verbrechen reden, die Sie begehen, als wären es die unschuldigsten und natürlichsten Dinge."

„Ich werde nie," erwiederte Doucet, „eine verbrecherische Handlung begehen, wenn ich nicht von ihrer Nothwendigkeit überzeugt bin. Sie werden aber darüber mit mir einverstanden

sein, daß Saint-Thomas aus dem Wege geschaft werden mußte, um Sie zu retten."

„Und wahrscheinlich in Folge dieser gebieterischen Nothwendigkeit, ist er noch bei vollem Leben, so daß er noch diesen Morgen bei mir war?"

„Ich weiß es, Madame, und ich weiß auch alles Uebrige; Ihren Bruch mit Montgeorge uud sein Verschwinden zwei Tage nach dem meinigen, die unverschämten Zudringlichkeiten des Chevalier, welcher an seine Stelle treten wollte. Sie sehen also, daß ich, obgleich abwesend, immer Ihr Interesse im Auge gehabt und mich ziemlich gut von Allem unterrichtet habe."

„Ich weiß, daß Sie ein sehr geschickter Mann sind; aber um wieder auf Tiquet zu kommen . . ."

„Um auf Herrn Tiquet zu kommen," erwiederte der unbarmherzige Erzähler, „schien mir soviel klar und ausgemacht, daß Saint-Thomas, abgesehen von der lästigen Anmaßung, mit der er Sie gequält hat, eine immer vorhandene Gefahr für ihr ganzes Leben blieb. Alle Kräfte meines Verstandes waren daher eine lange Zeit hindurch auf die Entdeckung eines neuen Mittels gerichtet, um ihn unschädlich zu machen."

„Gewiß," sagte Madame Tiquet, „man muß Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie bei Ihren Handlungen eine rasche Hand haben; aber es ist nicht der nämliche Fall bei Ihren Erzählungen."

„Es scheint, als ob ich nicht vorwärts käme, und doch bleibe ich nicht stehen, und werde vielleicht früher als Sie es wünschen, ans Ziel kommen. Unsren Freund mit etwas mehr Geschicklichkeit und etwas mehr Sicherheit zu tödten, als ich das Erstemal angewendet hatte, das kam mir kaum in den Sinn. Es war ein zu gefährliches und ungestümes Mittel; überdies versuche ich eine Sache nicht gern zweimal auf dieselbe Art, und ich zog es daher vor, mit meinem Verstande und meiner Geschicklichkeit gegen ihn zu Felde zu ziehen. Dieser Mann, sagte ich zu mir selbst, steht uns im Wege und beherrscht uns, weil er durch einen Zufall, bei dem er überdies gar kein Verdienst gehabt hat, in den Besitz des Geheimnisses vom Tode des Herrn Tiquet gekommen ist. Aber wenn ich beweisen könnte, daß Herr Tiquet gar nicht todt ist, dann ist es mit der Herrschaft des Chevalier über uns aus, dann kommen wir wieder in den Besitz unsrer vollen, ruhigen Freiheit und können ihn und seine un-

verschämten Anmaßungen mit Schimpf und Schande abweisen."

„Aber daß Tiquet nicht todt war . . ."

„Mein Gott, Madame, wenn Sie so ungeduldig sind, dann will ich Ihnen mit einem Worte sagen, daß ich ihn vom Tode aufgeweckt habe; aber dadurch wäre ich noch immer nicht der Nothwendigkeit überhoben, noch in einige Erklärungen einzugehen."

„Sprechen Sie, ich will Sie anhören," sagte Madame Tiquet mit Verdruß.

„Ich war also ziemlich lange damit beschäftigt, um Ihren Herrn Gemahl wenigstens wieder einen Schein von Leben zu geben, als eine Angelegenheit, deren nähere Auseinandersetzung überflüssig ist, mich nöthigte, eine Reise nach Orleans zu machen. Aus Sparsamkeit, denn das Geld, welches ich mitgenommen hatte, als ich ihr Haus verließ, ging auf die Neige, entschloß ich mich, die Reise zu Fuß zu machen, und so kam ich vor zwei Tagen durch das Dorf Montlhéri."

„Dort sahen Sie wahrscheinlich den berühmten Thurm, von dem Boileau irgendwo spricht; ich erlasse Ihnen also die Beschreibung desselben."

„Den Thurm besah ich mir nicht, aber was ich zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen

sah, das war ein Bettler, der mich auf der Straße um ein Almosen ansprach, und in dem ich auf der Stelle Herrn Tiquet erkannte."

„Also," sagte die Parlamentsräthin, welche die Entwickelung nicht so nahe geglaubt hatte, „es ist wirklich war, daß Sie das Verbrechen begangen zu haben glaubten, und daß es nicht ausgeführt worden ist?"

„Dies war auch mein erster Gedanke; als aber der Mann mich ansah und mich nicht zu erkennen schien; als ich besonders bemerkte, daß er nicht den geringsten Zorn gegen mich zeigte, und mit mir sprach, als wären wir zeitlebens einander ganz fremd gewesen, dann dachte ich, daß die Vorsehung uns zu Hülfe kam, indem sie uns den Ersatzmann für Herrn Tiquet schickte, den wir so dringend nöthig brauchten."

„Wie? der Mann, der eben hier war, ist nicht mein Gatte?"

„Mein Gott nein, Madame; er ist es, ohne es zu sein, denn die Beiden machen ein so vollkommenes Paar, daß gar nicht darüber zu streiten ist."

„Herr Doucet, ich habe schon so viel durch meine Bereitwilligkeit gelitten, Ihre Verbrechen geheim zu halten, daß Sie nicht darauf rechnen dürfen, mich zur Theilnehmerin der neuen

Schändlichkeit zu machen, die Sie im Schilde führen."

„Sie würden sehr unrecht thun, Madame, wenn sie diesen Ausweg verwerfen wollten, und ich müßte dann sagen, daß Sie nicht in den Hafen einlaufen wollen. Nach der Probe, die wir abgelegt haben, indem Sie Sich selbst von dem Scheine haben täuschen lassen, können wir keine Gefahr mehr laufen."

„Gleichviel, Ihr Ausweg ängstigt mich. Und übrigens, glauben Sie denn, daß diese Täuschung, welche nur das Gesicht und das Aeußere bei uns hervorgebracht hat, nicht durch die Rede und das Benehmen zerstört werden wird?"

„Madame, so unvorsichtig, als Sie glauben, bin ich nicht. Ich habe den Mann wohl geprüft, ehe ich ihm die wichtige Rolle übertrug, die er spielen soll. Dieser Mann drückt sich sehr gut aus, er hat einen klugen Verstand und ein bescheidenes Benehmen, und übrigens dürfen Sie nicht glauben, daß er ewig in Ihrem Hause bleiben soll. Nach einigen Tagen, wenn wir ihn genug Personen gezeigt haben, um die Existenz des Herrn Tiquet unwiderleglich darzuthun, wenn wir ihn besonders dazu gebraucht haben, um Saint-Thomas zu entfernen und uns von seiner

Herrschaft zu befreien, zahlen Sie unsrem Schauspieler ein Sümmchen aus und wir schikken ihn fort."

Die Frauen sind so: nachdem sie lange widerstanden haben, einen Entschluß zu fassen, können sie plötzlich durch einen einzigen Gedanken dazu gebracht werden, wenn dieser sie an einer empfindlichen Stelle berührt. Madame Tiquet hatte gegen Saint-Thomas eine unüberwindliche Abneigung gefaßt, und die Hoffnung, von einem so widerwärtigen Anbeter befreit zu werden, trug mehr dazu bei, sie zu bestimmen, als selbst die Sorge für ihre Sicherheit, welche Doucet zuerst in Anregung gebracht hatte; auch schien sie in der Hauptsache seinem Plane beizutreten und machte nur eine einzige Bemerkung in Bezug auf die Schwierigkeiten bei der Ausführung.

„Angenommen," sagte sie, „daß Ihre Comödie gelingt, und daß der Mann, den Sie mitgebracht haben, seiner Rolle gewachsen ist, so wechseln wir nur den Mitwisser und wir geben uns in seine Hände, wie wir uns in die Hände des Chevalier gegeben hatten."

Jean Doucet war nicht der Mann, welcher diese Schwierigkeit nicht vorhergesehen hätte, die in der That wichtig und schwer zu umgehen war. Er hatte, wie er es Madame

Tiquet auseinandersetzte, auf folgende Weise für ihre Beseitigung gesorgt.

„Um meinen Mann zu vermögen uns beizustehen," erwiederte er, „habe ich ihm nichts von unsrem Geheimniß anvertraut, sondern habe ihm nur eine gute Belohnung in Gelde versprochen, wenn er auf eine ganz kurze Zeit eine Rolle übernehmen wolle, deren eigentlicher Zweck ihm unbekannt ist. Was er weiß, ist, daß Ihr Herr Gemahl abwesend ist, und daß er einige Tage lang für ihn gelten soll. Dann, wenn er sich einmal zu dieser Verkleidung herbeigelassen hat, ist er mein Complice, und ich habe ihn in Händen, anstatt daß er uns beherrschen kann."

Diese Erklärung hatte wenigstens den Schein für sich und konnte Madame Tiquet wohl bestimmen, ihre Entscheidung bis zum folgenden Tage zu verschieben. Da es schon sehr spät geworden war, verabschiedete sie Doucet, und die Folge wird uns nun zeigen, ob diese neue List wirklich so frei von aller Gefahr war, als derselbe behauptete.

14.

Ein kurzer Rückblick ist hier nöthig, um zu erklären, auf welche Weise sich Jean Doucet die Mitwirkung des Mannes verschafft hatte, den er in das Haus der Parlamentsräthin brachte.

Dieser Mann hieß Romainville, und ohne daß man eigentlich wußte, welche Verkettung von Umständen ihn in die Nothwendigkeit versetzt hatte, sein Brod auf der Landstraße zu erbetteln, mußte Jeder, der ihn eine Viertelstunde sprechen hörte, überzeugt werden, daß er nicht ohne Bildung war, und daß er früher in einer viel günstigeren Lage, als seine gegenwärtige, gelebt haben mußte. Um sein Unglück vollzumachen, war er an die böseste Frau verheiratet, die es geben konnte, aber er ertrug sowohl seine Armuth als sein böses Weib mit der größten Philosophie, indem er abwartete, ob sein Schicksal nicht durch irgend einen glücklichen Zufall verbessert werden würde.

Dieser glückliche Zufall war seine merkwürdige Aehnlichkeit mit Tiquet*).

---

*) Wir hoffen, daß man eine solche Aehnlichkeit nicht für unmöglich erklären wird. Jedenfalls steht sie nicht

Sobald Doucet diese wunderbare Gleichheit bemerkte, erkannte er mit seinem Adlerblick auf der Stelle, welchen Nutzen er daraus ziehen konnte. Er bemächtigtigte sich sogleich des Mannes und führte ihn ein Wirthshaus, wo er ihm ein gutes Mittagsessen auftragen ließ. Zu Ende der Mahlzeit, als er glaubte, daß die ungewohnten Leckerbissen und der Wein seinen Gast zugänglich gemacht haben würden, fragte er ihn, ob er wohl Lust hätte, mit ihm nach Paris zu gehen, und bei einer Comödie, bei welcher noch eine Person fehlte, diese unbesetzte Rolle zu übernehmen, indem die Belohnung für seine Mühe anständig und ganz zu seiner Zufriedenheit sein sollte. Romainville hatte natürlich eine etwas deutlichere Er-

---

allein in der Geschichte, und der hinlänglich bekannte Fall mit Martin Guerre bürgt allein zur Genüge für die Möglichkeit. Dieser Martin Guerre, welcher nach einer dreizehnjährigen Abwesenheit in seine Heimath zurückkehrte, fand hier seinen Platz bei seiner Frau von einem Doppelgänger besetzt, mit welchem diese seit drei Jahren in ehelicher Gemeinschaft lebte, und der nicht allein seinen Namen führte, sondern auch die vollkommenste Aehnlichkeit mit ihm hatte. Es fehlte nur wenig, so hätte das Parlament von Toulouse dem Betrüger Recht gegeben, ihn als den rechtmäßigen Besitzer des Namens, der Frau und des Vermögens erklärt, und hätte den wirklichen Martin Guerre hängen lassen.

klärung des Dienstes zu erhalten gewünscht, den man von ihm verlangte; Doucet hatte sich dann ausführlicher erklärt und hatte ihm gesagt, daß man in einer Familie, welche durch die lange Abwesenheit des Gatten in die größte Verlegenheit gesetzt worden sei und deren wichtigsten Interessen dabei auf dem Spiel ständen, diese Lücke mit ihm ausfüllen wolle.

Gegen diese Erklärung hatte der Bettler zwar nicht die geringsten Gewissensscrupel erhoben, aber er hatte die heilige Scheu vor der Justiz an den Tag gelegt, der wir über die Hälfte der ehrlichen Leute zu verdanken haben, die es in der Welt giebt. Dem listigen Doucet hatte es jedoch, wie man sich leicht denken kann, nicht an Gründen gefehlt, um diesen lauen Widerstand zu besiegen; er hatte versichert, daß Romainville's Aehnlichkeit mit Demjenigen, dessen Stelle er einnehmen sollte, eine sichere Bürgschaft gegen jedes mögliche Mißlingen der Unterschiebung sei, und überdies habe man, ehe man weiter zu gehen brauche, das Mittel in Händen, eine unfehlbare Probe zu machen, nämlich den Eindruck, den sein Anblick auf die Gattin des Abwesenden hervorbringen werde. Wenn diese die Verwechselung nicht bemerke, dann würde wohl Niemand in der Welt heller sehen. Auch solle seine Rolle

nur so wenige Tage dauern, daß die Neugierigen nicht einmal Zeit haben würden, den Gedanken an eine nähere Untersuchung zu fassen. Kurz, Doucet hatte alle die vortrefflichen Gründe, die wir ihn schon der Parlamentsräthin haben anführen sehen, um diese zu seiner passiven Theilnehmerin zu machen, auch gegen Romainville geltend gemacht, um ihn zu bestimmen, bei der Ausführung seines Plans die Hauptrolle zu übernehmen.

Als Doucet sah, daß durch alle diese Ueberredungskünste die Abneigung des Bettlers wankend gemacht worden war, brachte er noch dasjenige Mittel in Anwendung, welches er für ganz entscheidend hielt. Er erinnerte nämlich Romainville an seine Frau und Kinder, und stellte ihm vor, wie untröstlich diese sein würden, wenn er sich die Gelegenheit entgehen ließe, durch welche er ihre Lage verbessern könnte, indem er die ihm gemachten vortheilhaften Anerbietungen annähme. Allein wie es oft geschieht, erreichte er auf diese Weise zwar seinen Zweck, nur gerade aus den entgegengesetzten Gründen von denen, die er aufgestellt hatte. Kinder hatte Romainville nämlich gar nicht, und auf seine Frau nahm er nur insofern Rücksicht, als er durch die zu unternehmende Reise auf einige Zeit von ihr befreit

wurde, und sogar die Aussicht erhielt, sie niemals wiederzusehen. Man wird einsehen, daß Doucet nicht den geringsten Widerspruch gegen diesen süßen Traum machte, und um den Bettler gar nicht zur Besinnung kommen zu lassen, bestand er darauf, auf der Stelle die Reise nach Paris anzutreten, während welcher er noch Alles Nöthige zur Ausführung seines Planes mit ihm besprach.

15.

Am folgenden Morgen trat Jean Doucet schon ziemlich früh in das Zimmer seines vorgeblichen Herrn, um zu sehen, ob er über Nacht nicht vielleicht anderes Sinnes geworden war. Er fand ihn völlig entschlossen fortzufahren, aber er hatte sogleich Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß er eine strenge Wachsamkeit über ihn werde ausüben müssen, um ihn in der Aehnlichkeit mit Dem, den er vorstellen sollte, zu erhalten, denn Romainville's erstes Wort war, daß er gewohnt sei, um sich bei guter Gesundheit zu erhalten, sogleich nach dem Aufste-

hen ein Glas weißen Wein zu trinken. Jean Doucet erklärte ihm darauf, daß eine solche Gewohnheit sich nicht für einen Parlamentsrath schicke, und daß man sich doch ein wenig nach der Lebensweise Desjenigen richten müsse, den man vorstelle; besonders habe Herr Tiquet nie die Gewohnheit gehabt, schon so früh zu trinken.

„Sie haben Recht," erwiederte ihm Romainville mit der größten Ruhe; „aber Herr Tiquet ist, wie Sie mir selbst sagen, sehr lange abwesend gewesen; auf der Reise und namentlich zur See nimmt man andre Gewohnheiten an, und ich für mein Theil sehe gar keine Schwierigkeit darin, wenn ich etwas weniger mäßig geworden bin, als ich es früher war."

Da dieser Gewohnheit heimlich und ohne Zeugen entsprochen werden konnte, so entschloß sich Doucet, um seinen Mann nicht verdrüßlich zu machen, selbst Wein zu holen, den derselbe auch ausgezeichnet fand. Durch diese Nachsicht wurde daher das gute Einverständniß zwischen Beiden nur noch mehr befestigt.

Doucet hielt es nicht unter seiner Würde, bei dem neuen Herrn, den er sich gegeben hatte, sein Amt als Kammerdiener zu verwalten, und er beschäftigte sich daher jetzt mit der Toilette desselben. Nachdem er ihn rasirt, frisirt und

gepudert hatte, ließ er ihn die Kleider des seligen Parlamentsraths anziehen, und brachte dadurch eine so vollkommene Aehnlichkeit hervor, daß er endlich selbst voll Bewunderung sein Werk betrachtete, und kaum begriff, daß die Täuschung so weit gehen könnte.

Doucet war sehr angenehm überrascht worden, als er bei seiner Ankunft unter den Dienstleuten kein einziges der ihm früher bekannten Gesichter wiederfand. Dieser Umstand war seinem Plane sehr förderlich, denn er entfernte jede Gefahr einer Controlle, da kein einziger der neuen Diener den Parlamentsrath gekannt hatte. Madame Tiquet hatte diese Erneuerung vorgenommen, theils weil sie sich nach dem Verluste ihres Geliebten entschloß, eine eingezogene Lebensweise zu führen, und schon deshalb ihr Hauswesen sehr beschränkte, theils aber, weil sie später bemerkte, daß die beibehaltenen Leute sehr geneigt waren, auf die Seite des Chevalier von Saint-Thomas zu treten.

Da es in Doucets Plane lag, von der Zurückkunft seines Herrn soviel Lärm als möglich zu machen, damit sie in der Stadt bekannt werde, so versammelte er jetzt die sämmtlichen Dienstleute des Hauses und führte sie in das Kabinet des Parlamentsraths, wo der Bettler

in seinem prächtigen Schlafrocke und mit einem Buche in der Hand stolz in einem Lehnstuhle saß. Er stellte ihm hierauf alle nach der Reihe vor, nnd ließ auf diese Weise gewissermaßen die Autorität des Gebieters anerkennen, welcher von jenseit des Meeres zurückgekommen war. Romainville hielt hierauf eine wirklich gut gesetzte Rede an sie, in welcher er ihnen eine gute Behandlung versprach, wenn sie ihn mit Eifer und Treue dienen würden. Die Audienz endigte sich mit einer Geldvertheilung, welche auf die Dienstboten einen äußerst günstigen Eindruck machte.

Es blieb jetzt noch der schwierigste Punkt zu erörtern, nämlich ob Madame Tiquet sich entschließen würde, Romainville, wohlverstanden bloß äußerlich, auf dem Fuße eines Gatten zu behandeln. Aber außer daß sie sich die Sache noch reiflicher überlegt hatte, und dadurch zu der Ueberzeugung gekommen war, daß sie, wenn die List gelang, wirklich von Saint-Thomas und von aller Furcht wegen Entdekkung des Vergangenen befreit war, so wurde sie auch, als der Bettler sich ihr in den Kleidern des verstorbenen Parlamentsrathes vorstellte, von der unglaublichen Aehnlichkeit so freudig überrascht, daß sie nicht einen Augenblick schwankte, in eine List zu willigen, welche

neben offenbaren und großen Vortheilen nicht die geringste Gefahr dazubieten schien. Wegen des Zwanges, den sie sich selbst in der zu spielenden Rolle auflegen mußte, tröstete sie sich damit, daß es die Sache weniger Tage sei. Wir können daher von jetzt an Romainville wirklich als den anerkannten Substituten des Parlamentsraths Tiquet betrachten.

Indessen glaubte Madame Tiquet doch, sich der Verpflichtung überheben zu dürfen, mit dem gemeinen Menschen, dessen Hülfe sie anzunehmen gezwungen war, an einem und dem nämlichen Tische zu speisen. Sie ließ sich daher, wie es ohnehin schon bei Lebzeiten ihres Gatten oft geschehen war, das Mittagsessen auf ihr Zimmer bringen, und Romainville setzte sich im Speisesaale allein zu Tische.

Unter allen Gelegenheiten, von denen zu fürchten war, daß der Bettler sich durch die Gewohnheiten seines Lebens verrathen könnte, war ohne Zweifel das Benehmen bei Tisch die gefährlichste, denn als er eine Menge der ausgesuchtesten Gerichte vor sich sah, fiel er mit einer solchen Gier darüber her, und aß so viel, daß er drohte, sich als einen Verhungerten zu zeigen, der an eine solche Kost, als er hier fand, nicht gewöhnt war. Doucet, welcher bemerkte, daß die andren Bedienten seinem

fürchterlichen Appetite mit Verwunderung zusahen, hielt es für nöthig, ihm ins Ohr zu sagen, daß er sich ein wenig besser zu verstellen suchen und wenigstens etwas in den Schüsseln lassen möchte. Der würdige Parlamentsrath zeigte sich in diesem Punkte ziemlich nachgiebig, denn er legte seinem Hunger Zügel an; aber der Durst, den die vortrefflichen Weine fortwährend anregten, blieb trotz den Bitten, welche Doucet theils laut, theils durch stumme Zeichen an ihn richtete, so heiß und unlöschbar, daß dieser sich nicht enthalten konnte, bei dem Gedanken zu zittern, daß der Unglückliche sich endlich berauschen und das ganze Gelingen des Anschlags in die Willkür der von der Vernunft nicht mehr beherrschten Zunge legen würde.

Zum Glück stellte Romainville in dieser Beziehung seinen Mann, so daß seine Unmäßigkeit nicht die gefürchteten Folgen hatte, und überdies hatte er nach der Mahlzeit selbst die Idee, sich in sein Schlafzimmer zurückzuziehen, um eine lange Siesta zu halten, nach welcher er frisch und gesund und völlig bereit von neuem anzufangen, wieder zum Vorschein kam.

Indessen begann das Gerücht von der Zurückkunft des guten Herrn Tiquet sich in der Stadt zu verbreiten. Man wird sich des Freundes des Verstorbenen erinnern, welcher, wie

wir einige Kapitel früher erzählten, so heiße Thränen über den Brief vergoß, den ihm der Parlamentsrath angeblich aus La Rochelle im Augenblick seiner Einschiffung geschrieben hatte. Gegen Abend machte dieser Mann, der es nicht erwarten konnte, den Zurückgekommenen zu sehen, ihm einen Besuch, und Doucet, welcher einsah, daß einige gefährliche Scenen dieser Art nicht zu vermeiden waren, führte ihn bei Romainville ein, nachdem er diesem anempfohlen hatte, sich gut zu halten, und sorgfältig auf seiner Hut zu sein.

Das Zusammenkommen der beiden Freunde war so rührend, daß man sich in der That schämen muß, es nur eine Parodie der zärtlichsten Gefühle nennen zu können. Nachdem die beiden Räthe einander in die Arme gefallen waren, fragten sie sich gegenseitig, wie sie sich befanden, und erfreut, einander bei so guter Gesundheit zu finden, begannen sie, sich von den Gegenständen zu unterhalten, die ihnen am meisten am Herzen lagen.

„Ich freue mich herzlich, mein lieber Tiquet,“ sagte der andre Parlamentsrath, „daß Sie Sich entschlossen haben, zurückzukommen und Sich mit Ihrer Gattin auszusöhnen, die gewiß nicht so strafbar ist, als Sie es geglaubt haben.“

„Teufel!“ sagte der Bettler zu sich selbst, „es scheint, daß ich mit den Frauen kein Glück habe; die eine ist bös, die andre ist kokett, was nicht viel besser ist.“

Er mußte jedoch eine Antwort geben und erwiederte daher:

„Sie tadeln also meinen Entschluß nicht, lieber Freund?“

„Ich tadle ihn nicht nur nicht, sondern ich billige ihn so vollkommen, als es nur irgend möglich ist. Zuerst wird man Ihnen gesagt haben, daß Madame Tiquet seit einiger Zeit in völliger Zurückgezogenheit lebt, und überdies wissen Sie, daß der Mann, mit dem man sie im Verdacht hatte, plötzlich verschwunden ist und wie man allgemein sagt, im Auslande Dienste genommen hat.“

„Wirklich? er soll in fremde Dienste getreten sein?“ erwiederte Romainville, und in der Meinung, sich recht fein zu benehmen, wendete er sich an Doucet, welcher abseits stand und im Zimmer geblieben war, um ihm zu Hülfe zu kommen, wenn der Gang des Gesprächs es nöthig machen sollte, und fragte diesen: „Wie kommt es, daß Du mir davon nichts gesagt hast, Jean?“

Allein dieser kluge Einfall hatte keine gute Folge, denn Tiquets Freund, der bis jetzt auf

die Anwesenheit des Kammerdieners nicht geachtet hatte, wurde dadurch auf ihn aufmerksam und fand es nicht ganz schicklich, daß ein Bedienter diesem Gespräch, in welchem er sein Herz ausschütten wollte, beiwohnte. Er sagte daher zu ihm:

„Laßt uns allein, Freund; ich und Herr Tiquet haben einander lange nicht gesehen, und wir sprechen daher lieber ohne Zeugen.“

Gegen diesen Befehl war, obgleich er nicht von dem Herrn selbst kam, nichts zu sagen. Doucet ging daher, indem er Romainville noch einen Wink gab, auf seiner Hut zu sein, blieb aber außen an der Thür stehen und horchte ängstlich auf jedes Wort, fest entschlossen, das Gespräch zu unterbrechen, im Fall es eine gefährliche Wendung nehmen sollte.

„Uebrigens kommen Sie sehr zur gelegenen Zeit, lieber Freund,“ sprach der Rath weiter, „denn Ihre Abwesenheit, von der Sie den ersten Präsidenten nicht einmal in Kenntniß gesetzt hatten, erregte schon Murren unter den Mitgliedern, und es war sogar die Rede davon, daß der Generalprokurator Ihre Stelle verkaufen wollte.“

„Nun, ich werde auch unverzüglich meine Zurückkunft anmelden,“ erwiederte Romainville.

„Aber wo sind Sie denn gewesen, nachdem

Sie mir von La Rochelle aus Ihre Abreise nach den Colonien meldeten?“

„Wo ich gewesen bin?“ erwiederte der Bettler ein wenig bestürzt über diese Frage; „ich war sehr weit, in abscheuligen Ländern, wo es indessen ganz artige und sehr veliebte Frauenzimmer giebt; aber dabei fürchterliche Schlangen und wilde Thiere, und man hat mir sogar gesagt, daß man tiefer im Lande Menschenfresser findet. O ich habe eine beschwerliche Reise gemacht!“

„Armer Freund!“ sagte der Rath, ganz gerührt von den Gefahren, die Romainville angeblich bestanden hatte, und darüber vergessend, ihn noch einmal nach dem Namen des Landes zu fragen, wo er gewesen war.

Da Romainville einsah, daß es ihm am leichtesten werden würde, das Gespräch über seine vorgeblichen Reisen fortzuführen, so hütete er sich wohl, diesen Gegenstand fallen zu lassen, denn er glaubte mit Recht, daß die Beschreibung eines Seesturmes nicht allein sehr leicht war, da alle Stürme einander gleich sehen, sondern auch das Gespräch auf ziemlich lange Zeit unterhalten konnte. Um also auf den Sturm zu kommen, wählte er folgenden Uebergang:

„Wissen Sie auch, lieber Freund, daß Sie mich fast nicht wiedergesehen hätten?“

„Wirklich?“

„Nachdem ich an Sie geschrieben hatte, segelte ich von La Rochelle ab. Sie kennen La Rochelle?“

„Nein, ich war nie dort.“

„Es ist eine schön gebaute, prächtige Stadt. Wir schifften uns also in La Rochelle bei dem herrlichsten Wetter ein; wir hatten vollen günstigen Wind, und der Kapitain versicherte, daß er noch nie eine so schöne Fahrt gemacht habe. Plötzlich aber verdunkelte sich der Himmel, die Blitze zuckten, der Donner krachte, die entfesselten Stürme wühlten das Meer auf, und unser Schiff, von den Wellen gepeitscht, schwebte bald auf einer schwindelnden Höhe, bald stürzte es in bodenlose Abgründe hinab. Das Geschrei der Matrosen, die Klagen der Passagiere vereinigten sich mit der Stimme der wüthenden Elemente, und bald herrschte allgemeine Trostlosigkeit auf unsrem Schiffe.“

„In diesem Augenblick,“ unterbrach ihn der Rath, „würden Sie gewiß viel darum gegeben haben, wenn Sie ruhig bei uns hätten in der Kammer sitzen können?“

„O nein,“ erwiederte Romainville, „ich versichere Ihnen, daß diese Angst etwas Erha-

benes hat, und daß es angenehm ist, so etwas erlebt zu haben."

Das Gespräch hätte noch lange, ohne große Gefahr für unsren Bettler, auf diese Weise fortgehen können; aber Doucet, der über das Horchen die Geduld verlor, und überdies jeden Augenblick fürchtete, daß man auf einen weniger bequem zu behandelnden Gegenstand kommen könne, hielt es für rathsam, es zu unterbrechen. Er trat daher in das Zimmer, und sagte seinem Herrn, daß Madame ihn zu sprechen wünsche. Als der Rath dies hörte, stand er auf und nahm Abschied, ohne es zu dulden, daß Romainville ihm das Geleit gab. Doucet begleitete ihn bis an die Thür, und ehe er sich von ihm trennte, warf er eine Aeußerung hin, welche geeignet war, auf Tiquets baldiges Wiederverschwinden vorzubereiten.

„Ich wollte wetten," sagte er zu dem Fortgehenden, „daß mein Herr von nichts mit Ihnen gesprochen hat, als vom Vergnügen der Seefahrt."

„Es ist wahr," erwiederte der Rath, „diese Art des Reisens hat ihm sehr gefallen."

„Ich würde mich auch gar nicht wundern, wenn er schon nach kurzer Zeit eine neue Reise unternähme."

„Sollte man es wohl glauben, daß man

in diesem Alter noch von einer solchen Reisesucht ergriffen werden könnte?"

„Ach, Herr Parlamentsrath!" sagte der treue Diener, „mein Herr ist sehr verändert, und er hat sonderbare Ideen mit nach Haus gebracht, die man ihm sonst nicht zugetraut haben würde."

„Ich hoffe, daß wir ihn werden auf andre Gedanken bringen können und daß ihm die große Lust zum Reisen vergehen wird; besonders seine Frau kann dazu viel thun. Wie stehen sie denn zusammen?"

„Hm," sagte Doucet mit Wichtigkeit, „ich fürchte sehr, daß es nur ein Scheinfriede ist."

„Schade! Schade!" erwiederte der Rath, und darauf trennten sie sich, während Doucet zu sich selbst sagte, daß bis jetzt Alles so gut ginge, als es sich nur wünschen ließe.

16.

Indessen das Schwierigste war noch zu thun. Die verwegene Posse wurde besonders wegen des Chevalier von Saint-Thomas gespielt, und so lange dieser nicht dahin gebracht

war, an Tiquets Existenz zu glauben und die Lust zu seinen Bewerbungen um die Parlamentsräthin zu verlieren, war der Hauptzweck noch nicht erreicht.

Dies war ein um so kitzlicherer Punkt, als Doucet, welcher Romainville nicht in die Geheimnisse der Vergangenheit einweihen wollte, auf dessen Mitwirkung hierbei nicht rechnen konnte.

Nachdem er die Sache lange und reiflich überlegt hatte, blieb der Bösewicht bei der von der Erfahrung oft bestätigten Bemerkung stehen, daß man um so mehr Wahrscheinlichkeit hat, eine große Gefahr abzuwenden, wenn man ihr entschlossen entgegengeht, anstatt sie zu erwarten. Er faßte daher den Entschluß, selbst den Angreifenden zu spielen und sich nicht von den Ereignissen überraschen zu lassen.

Es war leicht vorauszusehen, daß der Mousquetair, trotz des Verbots der Parlamentsräthin, ihr nicht wieder vor die Augen zu kommen, seine Besuche bald erneuern werde. Alle Dienstleute erhielten daher im Namen des vorgeblichen Hausherrn den Befehl, wenn der Chevalier sich sehen lassen sollte, ihn nachdrücklich abzuweisen, und ihm anzudeuten, daß es nicht rathsam für ihn sein dürfe, ihre Gebiete-

rin fernerhin zu besuchen, da ihr Mann zurückgekommen sei.

Es geschah, wie Doucet vermuthet hatte. Der Chevalier, der seine Eroberung nicht aufgeben wollte, erschien; er wurde fast mit Hohn von den Bedienten empfangen und mußte trotz seiner Flüche und Drohungen sich wieder entfernen. Höchst aufgebracht über diese Behandlung und erstaunt über die Zurückkunft des Parlamentsraths, die ihm auch außer dem Hause desselben bestätigt wurde, wußte er nichts weiter zu thun, als einen ziemlich unartigen Brief an die Grausame zu schreiben, in welchem er nicht unterließ, einige Drohungen einfließen zu lassen.

Doucet, welchem dieser Brief mitgetheilt wurde, fand ihn ganz nach Wunsch; er steckte ihn zu sich und ging am folgenden Tage mit der größten Dreistigkeit zu dem Chevalier.

Da dieser ihn nicht sogleich erkannte, so benutzte der kühne Bösewicht diesen Umstand zur Anknüpfung des Gesprächs, und sagte im bescheindensten Tone von der Welt:

„Sie erinnern Sich meines Gesichts nicht, Herr Chevalier?“

„Es ist mir wohl, als ob ich es gesehen hätte, aber ich weiß nicht zu sagen wo.“

„Ich bedaure, daß sich nicht ein Zeuge

hier befindet, welcher Ihre Worte mit anhört, denn dies würde viel zur Entkräftung einer gegen mich ausgesprochenen Beschuldigung beitragen."

„Ja, ja," rief Saint-Thomas, „Ihr waret im Dienst bei Madame Tiquet, und seid der Patron, den sie den Leuten zur Begleitung nachschickte."

„Eben wegen dieser ganz irrigen Idee, welche, wie man mir gesagt hat, von Ihnen, Herr Chevalier, herrühren soll, nehme ich mir die Freiheit, zu Ihnen zu kommen."

„Gut, aber ehe Du Dich über Deine Mörderkünste erklärst, sei so gut, mir zu sagen, was ich von einer sonderbaren Neuigkeit denken soll, die mir zu Ohren gekommen ist. Wie ich höre, soll Tiquet aus jener Welt zurückgekommen sein?"

„Aus jener Welt nicht, sondern von seiner Reise."

„Höre Freund," erwiederte der Chevalier im drohenden Tone, „die Rechnung, die wir Beide mit einander zu ordnen haben, ist schon schwierig genug, daß Du nicht nöthig hast, sie noch mehr zu belasten. Sei also so gut und halte mich nicht für einen Dummkopf, sondern sage mir, welche Bewandniß es mit Tiquets Zurückkunft wirklich hat?"

„Es hat damit keine andere Bewandniß, als daß Herr Tiquet zurückgekommen ist.“

„Dann kann man Dich also Niemanden ermorden lassen, da Du die Sachen nur halb machst.“

„Wollen Sie damit vielleicht sagen, Herr Chevalier, daß ich meinem Herrn nach dem Leben getrachtet habe?“

„Du willst es doch hoffentlich nicht versuchen, mir einen Zweifel daran beizubringen?“

„Vielleicht würden Sie Herrn Tiquet glauben, wenn Sie ihn das Gegentheil versichern hörten.“

„Aber weißt Du denn nicht, daß Madame Tiquet Herrn von Montgeorge und mir am Tage nach Deinem Verschwinden Alles erzählt hat?“

„Ich weiß nicht, was Ihnen Madame Tiquet erzählt hat. Herr von Montgeorge hat sie wahrscheinlich in Bezug auf Ihre Beschuldigung gegen mich mit Fragen bestürmt, und sie wird eine Geschichte erfunden haben, an denen es den Frauen niemals fehlt, wenn sie in Gefahr sind, einen Geliebten zu verlieren. Aber soviel ist gewiß, daß ich damals Herrn Tiquet nachgereist bin, daß ich ihn seitdem nicht wieder verlassen habe, und daß ich vor drei Tagen mit ihm zurückgekommen bin, was nicht

allein er selbst, sondern auch seine Frau und die halbe Stadt bestätigen wird."

„Also Du bestehst darauf, zu behaupten, daß Dein Herr nicht todt ist?"

„Allerdings, denn er ist lebendig, und dies beweist wohl am besten," sagte Doucet mit einem spöttischen Lächeln, „daß er nie begraben gewesen ist."

„Donner und das Wetter!" rief der Chevalier, indem er heftig mit der Faust auf den Tisch schlug, „Du kommst, Meister Bösewicht, auf einen Punkt, welcher alle Deine Fabeln widerlegt; ich bin fest überzeugt, den Parlamentsrath mit meinen Augen auf dem Gottesacker von Saint-Medard in einem Grabe liegen gesehen zu haben. Mit meinen Augen! hörst Du wohl? mit meinen Augen!"

„Ja, aber wie der Herr Chevalier selbst erzählt haben, waren Sie damals eben aus einem Schlafe erwacht, in welchen die Dünste des Weines Sie versetzt hatten; es war Nacht ..."

„Ja, aber es war heller Mondschein," unterbrach ihn der Mousquetair, welcher sah, daß er sich verwickelte.

„Wenigstens sah man nicht so deutlich, als am hellen Tage," erwiederte Doucet. „Und wenn man einen Augenblick die entstell=

ten Züge eines Leichnams gesehen und dann eine Aehnlichkeit zwischen ihm und einem Portrait gefunden hat, dann, dies werden Sie wohl zugeben, Herr Chevalier, ist man noch nicht im Stande, etwas mit Bestimmtheit zu behaupten."

„Ich sage Dir aber, daß ich den Unglücklichen noch vor mir sehe, und daß mir sein Gesicht nie aus den Gedanken kommen wird."

„Aber es war ihm doch wahrscheinlich der Name Tiquet nicht auf die Stirn geschrieben, und ich wage zu behaupten, daß, wenn Sie das Gesicht Ihres Todten mit dem meines lebenden Herrn vergleichen wollten, Sie eingestehen würden, daß eine entfernte Aehnlichkeit Sie getäuscht hat. Sie haben in Demjenigen, der Sie ermorden wollte, mich zu erkennen geglaubt, und doch konnten Sie Sich vor einer Viertelstunde meiner Züge nicht erinnern!"

„Jetzt habe ich Dich gefangen, Lügner!" rief der Chevalier; „wenn Du es nicht gewesen bist, der den Mordversuch gegen mich unternommen hat, wie kannst Du wissen, daß ich Dich dessen beschuldigte, da ich es keinem Menschen gesagt habe?"

„Madame Tiquet," erwiederte Doucet mit unerschütterlicher Ruhe, „hat mich sogleich nach meiner Zurückkunft mit meinem Herrn mit die-

ser Beschuldigung begrüßt, und da ich Sie von dem Ungrunde derselben überzeugt habe, hat sie verlangt, daß ich mich gegen den Herrn Chevalier darüber erklären sollte, und hat mir zugleich noch einen andren Auftrag an Sie gegeben."

„Was ist das für ein Auftrag?" fragte der Chevalier sogleich, indem er jeden andren Gegenstand des Gesprächs fallen ließ, in der Meinung, daß von seiner Liebe die Rede sei.

Bis jetzt hatte sich Doucet gewissermaßen nur vertheidigt, jetzt aber ergriff er die Offensive, und er nahm daher einen etwas höheren Ton an.

„Sie haben," sagte er, „Madame Tiquet gestern einen Brief geschickt, und sie hat mir aufgetragen, Ihnen diesen zurückzugeben, weil er in einem Tone geschrieben ist, den man sich gegen eine Dame ihres Standes nicht zu erlauben pflegt."

„Das heißt, man hat Dir aufgetragen, Schurke, mir den Text zu lesen?"

„Madame hat mir ferner aufgetragen, Ihnen zu sagen, da ihr Verhältniß mit Herrn von Montgeorge, welcher der Einzige gewesen ist, den sie hat lieben können, aufgehoben ist, sie nun ferner in einem ruhigen und einträchtigen Verhältnisse mit ihrem Gatten leben will,

welches durch Ihre Besuche nur gestört werden würde."

„So? das hat sie Dir aufgetragen, mir zu sagen?"

„Ja, Herr Chevalier, und sie hat noch hinzugesetzt, daß sie Sie zu sehr für einen Mann, von Ehre hielte, als daß sie glauben könnte, Sie würden das gute Vernehmen, in welchem sie wieder mit Herrn Tiquet steht, trüben wollen."

„Das wird die Zukunft lehren"

„Ich vergaß noch, Ihnen zu sagen, daß sie, um nicht in den Verdacht eines Einverständnisses mit Ihnen zu kommen, Herrn Tiquet von Ihren Zudringlichkeiten unterrichtet und ihn gebeten hat, sie davon zu befreien, wenn Sie sie nicht selbst einstellen sollten. Sie würden daher von meinem Herrn, der, wie Sie wissen, fürchterlich eifersüchtig ist, nicht zum besten empfangen werden, wenn Sie Sich in den Sinn kommen ließen, sein Haus wieder zu betreten."

„Himmelelement! es gehört ein an Andrer dazu, als so ein Parlamentsrath, um mich in Furcht zu jagen, und ich trage Dir hiermit auf, ihm das zu sagen."

„Die Parlamentsräthe sind aber gerade diejenigen Leute," erwiederte Doucet mit der größten Ruhe, „durch welche man am leichte-

sten zu der Ehre eines Verhaftsbefehles kommen kann, wenn man sich einfallen läßt, ihnen zu trotzen."

„Einen Verhaftsbefehl?" rief der Mousquetair aufspringend und mit einem Gesicht, als wollte er Alles in Stücken schlagen; „dieser lächerliche Ehemann droht mir mit einem Verhaftsbefehl?"

„Wissen Sie denn nicht," sagte Doucet lachend, „daß die Verhaftsbefehle gerade zum Troste für diese Ehemänner erfunden sind? Soviel ist gewiß, daß mein Herr davon sprach, aber Madame sagte, daß es nicht nöthig sein werde, zu diesem äußersten Mittel zu greifen."

„Wirklich? sie ist so gütig gewesen?"

„Herr von Saint-Thomas," sagte sie, „hat mir einigemale die Ehre erzeigt, kleine Darlehen von mir anzunehmen, worüber ich auch in einem seiner Briefe ein Anerkenntniß haben werde, und die er noch nicht für nöthig gefunden hat, mir zurückzuzahlen. Wenn es also kein andres Mittel geben sollte, ihn dahin zu bringen, mich in Ruhe zu lassen, so könnte man ihn vielleicht lieber wegen Schulden belangen. Darauf antwortete Herr Tiquet, daß dies die leichteste Sache von der Welt sei."

Diese Drohung traf ihr Ziel, denn der Chevalier war keineswegs im Stande, seine

Schuld zu bezahlen; auch wurde er wüthend und rief: „Mache daß Du fortkommst, Schurke, und sage Deinen Tiquets, dem Herrn so wie der Dame, daß sie von mir hören sollen. Und was Dich', Mörder, betrifft, so wollen wir sehen, ob Du unter dem Galgen noch so gut sprechen wirst. — Fort, sage ich! hörst Du nicht?"

Doucet schickte sich an, sich zu entfernen, ohne von diesem Sturme, der, wie er überzeugt war, nach ruhigem Nachdenken sich legen würde, sehr beunruhigt zu werden; aber als ob er die Verwegenheit seiner Schurkerei hätte aufs Aeußerste treiben wollen, schien er sich, als er schon das Zimmer verlassen hatte, noch auf etwas zu besinnen und sagte zu dem Chevalier: „Ich glaubte, da Sie doch jetzt überzeugt sein müssen, daß ich meinen Herrn nicht ermordet habe, da er am Leben ist, so würden Sie auch einsehen, daß ich gar kein Interesse daran gehabt habe, Ihnen nach dem Leben zu trachten. Demohngeachtet nennen Sie mich aber noch immer einen Mörder. Ich bin zwar nur ein armer Bedienter, aber ich halte auf meine Ehre, und wenn Sie glauben, fernerhin nachtheilige Gerüchte über mich verbreiten zu können, so sage ich Ihnen, daß ich die Gerichte deshalb zu Hülfe rufen werde. Ich

fürchte mich nicht vor dem Aufsehen; mein Leben ist rein, und ich kann von allen meinen Handlungen Rechenschaft geben, selbst vor den Herren des Chatelet."

„Ich glaube, der Galgenstrick droht mir!" rief Saint-Thomas außer sich vor Wuth', und griff nach einem Stocke, um Doucet eine Tracht Schläge aufzuzählen; allein dieser hielt es, nachdem er sein ganzes Gift ausgespritzt hatte, nicht für rathsam, den Ausbruch des Gewitters abzuwarten, und war bald außerhalb des Bereichs seines Feindes.

17.

Es wäre unmöglich, die Verwirrung zu beschreiben, in welche Doucet, mit seinem zu gleicher Zeit zurückhaltenden und drohenden Benehmen, seiner ruhigen, listigen und verstrikkenden Beweisführung, die Ideen des Chevalier versetzt hatte. Alle diese Lügen, diese Geheimnisse, diese Märsche und Gegenmärsche, zwischen denen die Wahrheit in dieser merkwürdigen Geschichte versank, summten und wirbelten im Kopfe des armen Mousquetairs,

und nach welcher Seite er auch blickte, stieß er auf Zweifel.

Außerordentlich ärgerlich über den Gedanken, die Frau zu verlieren, die er schon als seine Eroberung betrachtete, und zugleich sehr beleidigt durch die Drohungen, die ihm in ihrem Namen gesagt worden waren, hatte er zuerst die Idee, ohne alle Schonung zu verfahren. Wenn er der Justiz die ganze Reihe der Thatsachen denuncirte, durch welche er zu der Ueberzeugung von Tiquets Tode gebracht worden war, so öffnete er dadurch allerdings einen Abgrund, welcher groß genug war, die Ehre mehrerer Familien zu verschlingen. Aber wenn Tiquet am Leben war, so widerlegte und annullirte diese Thatsache alle andren, und dann, war es wohl klug, sich in einen gerichtlichen Kampf zu werfen, in welchem man einen Parlamentsrath zum Gegner hatte? Der Chevalier hatte sich zwar trotzig gestellt, als von einem Verhaftsbefehle oder von einer Belangung wegen Schulden die Rede war; aber bei ruhiger Ueberlegung konnte er sich nicht verbergen, daß die eine wie die andre dieser Drohungen eine ernste Gefahr für ihn enthielt. Durch alle diese Betrachtungen gelangte er dahin, wie auch sein geschickter Gegner sehr richtig berechnet hatte, sich, wenigstens vorläufig,

geduldig und ohne Geräusch dem Verluste aller Hoffnungen, die er auf den Besitz der Parlamentsräthin gesetzt hatte, zu unterwerfen.

Uebrigens brachte sein und zugleich Doucets Glücksstern, in dem Augenblicke, als er mit seinem Entschlusse noch nicht völlig aufs Reine war, eine erzwungene neue Wendung in seinen Ideengang. Der König Ludwig **XV.**, der seit dem Antritt seiner Regierung noch nicht an der Spitze seiner Truppen erschienen war, wurde von seiner Geliebten, der Marquise de la Tournelle, später Herzogin von Chateauroux, zu dem Entschlusse gebracht, in Flandern Lorbeeren einzuerndten. Wenn der König ins Feld zog, mußteu ihn seine Haustruppen begleiten, und Saint-Thomas hatte genug zu thun, sich reisefertig zu machen und einige Ordnuug in seine Angelegenheiten zu bringen, als daß er an etwas Anderes hätte denken können.

18.

Bis jetzt ist unsrem Jean Doucet Alles nach Wunsch gegangen, und die großen Spring-

federn seiner Intrigue, die er in Bewegung gesetzt hat, haben ihn ziemlich auf den Punkt gebracht, wohin er hat kommen wollen. Tiquet ist todt, Montgeorge Gott weiß wo, Saint-Thomas aus seiner Stellung vertrieben, und, wenigstens für die Dauer eines Feldzugs, aus Paris entfernt, und dies waren ziemlich günstige Aussichten für die ebenso glühende als bescheidene Liebe, welche Doucet schon seit so langer Zeit für Madame Tiquet hegte, und die der Ausgangspunkt der merkwürdigen Thätigkeit gewesen war, die wir ihn im Verbrechen haben entwickeln sehen. Nachdem er mit solcher Ausdauer alle Vorbereitungen getroffen hatte, glaubte er, der Augenblick sei gekommen, um die förmliche Belagerung der schönen Frau beginnen zu lassen.

Ehe er jedoch die Laufgräben eröffnete, hielt er es für nöthig und an der Zeit, Romainville wieder abzudanken, der ihm zur Fortsetzung seiner Pläne nicht mehr nöthig war.

Das Leben und die Zurückkunft des Parlamensraths wurde von keinem Menschen mehr bezweifelt. Nachdem er den Freunden und Bekannten des Verstorbenen nach der Reihe vorgestellt worden war, hatte man ihn auch an einem schönen Tage auf dem mit Menschen bedeckten Cours spazieren gefahren, so daß er von

der Stadt in Masse gesehen worden war. Auf sein baldiges abermaliges Verschwinden hatte Jean Doucet Jeden durch die Bemerkung vorbereitet, daß sein Herr eine außerordentliche Wanderlust von seiner ersten Reise mit nach Hause gebracht habe. Nachdem so alle Vorkehrungen getroffen waren, trat er eines Morgens in das Zimmer des Bettlers, und indem er ihm eine Börse mit zweihundert Pistolen übergab, erklärte er ihm, daß er seine Rolle ausgespielt habe, und daß er wieder abreisen könne, sobald es ihm beliebe.

„Wenn Sie mir folgen," sagte Doucet mit seiner gewöhnlichen Umsicht, „so lassen Sie nicht sogleich nach Ihrer Ankunft in Montlhery etwas von dem Wohlstande merken, in welchen Sie durch dieses Geld versetzt werden; kehren Sie lieber auf einige Zeit zu Ihrem Bettlerhandwerke zurück, geben für Ihre Abwesenheit den ersten besten Grund an, und zeigen nur ganz nach und nach, daß Sie in eine günstigere Lage gekommen sind, so daß kein Verdacht dadurch geweckt wird."

Romainville steckte das Geld in die Tasche, und erwiederte, daß er es doch für schicklich halte, vor seiner Abreise von Madame Tiquet Abschied zu nehmen.

„Sie hat mich allerdings während meines

Aufenthalts in ihrem Hause," fuhr er fort, ziemlich so behandelt, wie mancher Ehemann behandelt wird, das heißt, mit einer Kälte und Geringschätzung, welche durch den Dienst, den ich ihr geleistet habe, vielleicht nicht völlig gerechtfertigt wird; aber demohngeachtet will ich artig gegen sie sein, und ihr Haus nicht verlassen wie einen Gasthof und ohne sie noch einmal zu begrüßen."

Doucet glaubte zwar, daß seine Gebieterin diese Artigkeit gern entbehren werde, aber es wurde dadurch auf eine sehr wohlfeile Art ein Mann zufrieden gestellt, den man bis zum letzten Augenblicke schonen mußte. Er fragte daher die Parlamentsräthin um ihre Einwilligung, und kam bald mit der Erklärung zurück, daß sie Romainville in ihrem Zimmer erwarte.

Madame Tiquet, welcher Doucet Vorwürfe wegen ihres geringschätzigen Benehmens gemacht hatte, nahm keinen Anstand, dieses jetzt wieder gutzumachen; sie empfing den Bettler mit einem freundlichen Gesicht und dankte ihm in eben solchen Worten für das, was er für sie gethan hatte.

„Sie finden also, Madame," sagte Romainville hierauf, „daß ich mit einigem Erfolg die Rolle des Herrn Tiquet gespielt habe?"

„Vortrefflich," erwiederte Doucet, „und ich

gestehe, daß ich anfangs nicht geglaubt hätte, daß es Ihnen so gut gelingen würde."

„Wenn dies der Fall ist," entgegnete Romainville, „so sehe ich nicht ein, warum wir uns schon so bald wieder trennen wollen, denn Sie können doch nicht wissen, ob Sie mich früher oder später wieder brauchen werden, und ich glaube daher, daß wir Unrecht thun, eine Verbindung aufzuheben, die sich vielleicht nicht so leicht wieder anknüpfen läßt."

„Im Gegentheil," sagte Doucet, „wir dürfen den Himmel nicht versuchen, indem wir eine Comödie fortsetzen, die ihre Gefahren hat, und von der Madame Tiquet und ich, welche die Sache beurtheilen können, keine Nothwendigkeit mehr sehen."

„Es ist wahr," versetzte Romainville, „daß Sie über Ihre Angelegenheiten etwas besser unterrichtet sind, als ich, denn Sie haben in Bezug auf die Gründe zu unsrer Maskerade eine außerordentliche Zurückhaltung gegen mich beobachtet; aber so viel ich von der Sache urtheilen kann, glaube ich, daß wir uns zu bald trennen."

„Es wäre lächerlich, mein Bester," sagte Doucet in gebieterischem Tone, „wenn Sie über eine Sache streiten wollten, die Sie, wie Sie selbst sagen, nicht kennen. Nehmen Sie

also Abschied von Madame Tiquet und gehen Sie."

„Wenn ich nun aber nicht gehen will," erwiederte Romainville mit drohender Miene; „glauben Sie, daß Sie mich dazu zwingen können?"

Doucet warf einen prüfenden Blick auf den Bettler, um den Sinn, den seine Worte haben konnten, zu erforschen, und sagte dann: „Lassen Sie doch die schlechten Späße, Freund, und sagen Sie nichts, wodurch man auf die Meinung kommen könnte, daß es Ihnen ebenso sehr an gesundem Verstande als an Ehrlichkeit fehlt."

„O was die Ehrlichkeit betrifft, mein Sohn," erwiederte Romainville, „die soll mir Gott sei Dank! Niemand absprechen, und sie ist vielleicht größer als die Ihrige. Ebenso wenig glaube ich, daß es mir an gesundem Verstande fehlt, wenn ich mich besinne, ob ich aus einem, gewiß sehr ehrenvollen Verhältnisse treten soll, nachdem das Schlimmste überstanden ist."

„Glauben Sie mir, Herr Romainville," sagte Madame Tiquet in sanftem Tone, „daß wir gewiß nicht so sehr eilen würden, uns Ihrer Dienste zu berauben, wenn wir nicht Gefahr darin sähen, Sie länger bei uns zu be-

halten; aber Sie werden einsehen, daß in einer so mißlichen Lage, in welcher wir uns alle Drei befinden, in jedem Augenblick Verwickelungen entstehen können, welche alle Berechnungen zu Schanden machen. So nothwendig uns Ihre Anwesenheit vor einigen Tagen war, so sehr müssen wir sie jetzt fürchten."

„Die einzige Verwickelung in dem Sinne, in welchem Sie sprechen, welche hätte eintreten können, wäre die Zurückkunft des Herrn Tiquet gewesen; aber, unter uns, glauben Sie denn, daß er seine Rolle besser ausfüllen würde, als ich es gethan habe?"

„Närrischer Kauz," erwiederte Doucet, indem er sich bemühte, über diese Bemerkung zu lachen, obgleich sie ihm nicht im geringsten Freude machte, „er hat so viel Geschmack an seiner Rolle gefunden, daß er sie besser spielen will, als Derjenige, den er vorstellen soll!"

„Ja, lieber Doucet," sagte Romainville, „Sie haben ganz Recht; ich bin einmal so, ich nehme mir die Sachen zu Herzen; ich habe angefangen, Herr Tiquet zu sein, und wenn Sie es auch vielleicht sonderbar finden sollten, so habe ich doch keine Lust es nicht mehr zu sein, und ich fühle, daß es mir die größte Mühe kosten würde, diese Rolle wieder aufzugeben."

Die Parlamentsräthin hatte die Idee, daß der verschmitzte Schurke mit der erhaltenen Bezahlung vielleicht nicht zufrieden sei und durch seine Weigerung einen höheren Lohn erpressen wollte.

„Wieviel hat Ihnen Doucet für Ihre Bemühung bezahlt?" fragte sie daher.

„Zweihundert Pistolen, glaube ich," antwortete Romainville gleichgültig; „ich habe es nicht angesehen."

„Damit sind Ihre Dienste vielleicht zu gering bezahlt und ich will Ihnen gern . . ."

„Nicht ein Wort mehr, Madame!" unterbrach sie der Bettler mit komischer Würde; „nicht um eines gemeinen Lohnes willen habe ich mich dazu hergegeben, Ihnen zu dienen; ich sah eine interessante Dame in Verlegenheit und das Glück, ihr nützlich sein zu können, hat mich hinlänglich bezahlt. Hier," sagte er, indem er die Börse auf den Tisch legte, „ist das Geld, welches Sie mir haben zustellen lassen; dieses macht nicht glücklich, nur in seinem Herzen und in seinem Gewissen findet der zartfühlende Mann den Lohn für seine guten Handlungen. Ich habe angefangen, Ihnen zu dienen, und was auch geschehen möge, so werde ich mich nicht abschrecken lassen, damit fortzufahren. Es ist ein Bündniß auf Leben und

Tod zwischen uns Dreien," sagte er mit Pathos, indem er Doucets und der Parlamentsräthin Hand ergriff; „also wollen wir nicht mehr von Trennung sprechen."

Doucet, der sich für einen fertigen Meister in Intriguen hielt, hatte die Sprache verloren, als er den kolossalen Gedanken Romainville's sich klar vor seinen Augen entwickeln sah. Sein Genie, daß sich vor einem andren Genie beugen mußte, von dem er bisher keine Ahnung gehabt hatte, athmete zu gleicher Zeit Staunen, Scham und Wuth; er sah, daß der Bettler entschlossen war, die Stellung, in deren Besitz er gesetzt worden, ernsthaft zu nehmen und um jeden Preis zu behaupten, und er fand durchaus nichts gegen diesen Plan zu sagen, dessen Großartigkeit er anerkennen mußte, und dessen fürchterliche Erfindung er sogar beneidete.

Madame Tiquet, welche die Sache nicht mit Künstleraugen ansah, behielt mehr Kaltblütigkeit, und versuchte es, den Usurpator von seinem Plane abzubringen, indem sie ihm die Schwierigkeiten desselben auseinandersetzte.

„Sie wollen uns nicht glauben," sagte sie zu Romainville, „wenn wir Ihnen sagen, daß Sie Sich und uns der größten Gefahr aussetzen, indem Sie darauf beharren, eine Rolle fortzuspielen, welche jetzt beendigt ist; aber er-

wägen Sie wenigstens, wie schwer es ist, Ihren Plan durchzuführen. Sie haben bis jetzt Aller Augen getäuscht, aber es bedürfte nur eines Verdachts, eines etwas schärferen Blickes, so könnte der Betrug entdeckt werden."

„Sie selbst haben sich täuschen lassen, was mich ebenso sehr in Erstaunen setzte, als ich mich dadurch geehrt fühlte, und wer könnte wohl noch weiter sehen, als Sie?"

„Bedenken Sie ferner, daß Sie nur das Wenigste und das Leichteste von dem gethan haben, was Sie zu thun hätten. Tiquet war öffentlicher Beamter, er war Parlamentsrath."

„Das ist eben der schönste Theil seiner Erbschaft," erwiederte Romainville, „Wittwen und Waisen beizustehen, und ich hoffe, eben so gerecht zu urtheilen als er."

„Aber dies sind Functionen, welche Studien und Kentnisse voraussetzen, die Sie nicht haben."

„Sie irren Sich, Madame; außer den vielen andren Gewerben, die ich betrieben habe, bin ich auch Schreiber bei einem Procurator gewesen, und ich verstehe mich auf das, was vor Gericht vorkommt, ebenso gut, als irgend ein Mensch in Frankreich. Ich bin im Civil- wie im Criminalprozeß bewandert, und einen

Bericht zu machen, würde mich nicht in Verlegenheit setzen."

„Aber das ist noch nicht Alles. Tiquet war durch und durch Magistratsperson; in seinen Sitten und in seiner Lebensweise beobachtete er die größte Strenge, welche Sie durch Ihre bisher gezeigten Gewohnheiten nicht an den Tag gelegt haben. Dadurch würden Sie Sich verrathen, das sage ich Ihnen."

„Ich weiß, daß ein öffentliches Amt etwas Heiliges ist, und ich versichere Ihnen, daß ich dieses nie vergessen werde."

„Herr Romainville!" sagte die Räthin in flehendem Tone, „glauben Sie Freunden, welche die Lage der Sachen genau kennen; nehmen Sie von meinem Vermögen so viel als Sie wollen und leben Sie damit ruhig und in Frieden; aber werfen Sie Sich nicht muthwillig in ein Leben voll Gefahren, in welchem Sie Sich selbst und uns unglücklich machen werden!"

„Nein," erwiederte der Bettler, „es ist eine Sache, über die ich vollkommen mit mir einig bin: Sie haben mich zu Ihrem Gatten haben wollen, ich bin es und werde es bleiben."

„Wenigstens," rief Madame Tiquet, welche in diesen letzten Worten einen entsetzlichen Gedanken erblickte, „hoffen Sie nicht, daß Sie Ihre empörende Herrschaft jemals über gewisse

Grenzen ausdehnen können; der Tod, hören Sie wohl! der Tod würde mich dann sogleich befreien!"

Ein Strom von Thränen verhinderte sie weiter zu sprechen.

„O! welche Idee!" erwiederte Romainville im ehrerbietigsten Tone.

Und was that Jean Doucet indessen? dauerte seine Bestürzung noch fort? hatte er nichts erfunden, keinen Entschluß gefaßt, um sich aus dieser Verlegenheit zu reißen? Dies ist kaum denkbar, obgleich allerdings gewisse Menschen, so stark und fest sie auch sein mögen, zuweilen ihren Meister finden, vor dem sie stehen bleiben und sich beugen müssen. Man muß annehmen, daß Tiquets Mörder in diesem Augenblick ein solches Uebergewicht des Verstandes anerkannte, denn er sagte in resignirtem Tone zu dem Bettler: „Herr Romainville, ich hatte mich nicht geirrt, als ich in Ihnen einen Mann zu sehen glaubte, der über das Alltägliche erhaben ist. Sie sind ein verwegener Spieler, aber es ist nichts dagegen zu sagen, Sie spielen Ihr Spiel. Werden Sie wenigstens in der Kopie Ihres Originals so weit gehen, mich bei Sich zu behalten, damit ich Sie bedienen kann, wie ich Herrn Tiquet gedient habe?"

„Allerdings," erwiederte Romainville, fast gerührt von dieser Demuth; „aber nur öffentlich werde ich Ihr Gebieter sein, sonst sind wir gute und treue Freunde zusammen. Ich bedarf Ihres Rathes, Ihrer Erfahrung; Sie müssen mich wieder auf den richtigen Weg führen, so oft meine Unwissenheit mich davon abbringt, denn es giebt Dinge, die man mit der größten Klugheit von der Welt nicht errathen kann."

„Nun, Madame," sagte Doucet zu seiner Gebieterin, „ich glaube, Alles wohl überlegt, daß wir mit einem Manne von diesem Character keine Gefahr laufen, wenn wir die Dinge in statu quo lassen."

„Ein Gerichtsausdruck!" erwiederte Romainville lachend, um sein juristisches Licht leuchten zu lassen; „man sieht, daß Sie in der Schule Ihres Herrn etwas gelernt haben."

Doucet winkte Romainville, indem er auf Madame Tiquet zeigte, daß es schicklich sei, diese ihren Gedanken zu überlassen, und der Bettler erwiederte ebenfalls mit einem stummen Winke daß er dies einsehe. Sie verließen daher Beide das Zimmer, ohne daß die unglückliche Frau, welche Doucets Niederlage gesehen hatte, ein Wort sprach, oder einen Versuch machte, sie zurückzuhalten.

19.

Bis zu der Scene, die wir eben geschildert haben, hatte Madame Tiquet noch keinen Begriff von der Tiefe des Abgrundes gehabt, in den sie nach und nach gerathen war. Die große Ehrerbietung, die Jean Doucet ihr immer an den Tag gelegt, und wir müssen es eingestehen, ein gewisses Vertrauen, das sie in seine Geschicklichkeit, eine Intrigue durchzuführen, gesetzt, hatten sie über die Gefahren ihrer Lage beruhigt; aber die unerwartete Niederlage, welche dieser betrogene Betrüger nach einem so kümmerlichen Widerstande erlitten hatte, die demüthigende Bedingung der unwürdigen und schmachvollen Botmäßigkeiten, die sich in ihrem Leben die Hände zu reichen schienen, und die sie gleichwohl bereitwillig anzunehmen gezwungen war; die Furcht besonders, daß dieser letzte unerträgliche Gebieter durch seine Unvorsichtigkeit Alles aufs Spiel setzen und sie vielleicht selbst auf eine Probe stellen konnte, woran der bloße Gedanke schon sie empörte: dies Alles waren für sie ebenso viel Gründe zu einer verzweiflungsvollen Entmuthigung. Jetzt sah sie klar die entsetzliche Verkettung von Unglück,

welche ein einziger Fehltritt in dem Leben einer Frau erzeugen kann. Weil sie aus Gründen geschwiegen hatte, war sie auf einen fürchterlichen Weg geführt worden, und sah sich gezwungen, ihn zu verfolgen. Zuerst eine passive Theilnehmerin an Doucets Verbrechen, hatte sie durch Einwilligung in den gefährlichen Ausweg der Unterschiebung Romainville's einen thätigen Antheil an dieser schwarzen Intrigue genommen, und jetzt sah sie die Folgen voraus, wenn sie im Fall einer Entdeckung vor Gericht gestellt würde. Demohngeachtet schöpfte sie selbst aus ihrem unermeßlichen Schmerze die Kraft zu einem muthvollen Entschlusse. Was auch daraus entstehen mochte, so nahm sie sich fest vor, Romainville, den sie nothgedrungen im Genuß seiner so kühn eroberten Stellung lassen mußte, nicht die geringste Gunst zu bewilligen: sie war fest entschlossen, ihm die ganze Verachtung fühlen zu lassen, welche seine Person und sein schändliches Benehmen verdienten. Sie wollte ihr Zimmer fast nie verlassen, und nur in den unvermeidlichsten Fällen und wenn ihre allseitige Sicherheit es nöthig machte, in irgend eine Berührung mit ihm kommen, dagegen aber sich für die äußeren Opfer, die ihre Ehre und ihre Würde ihr auflegten, durch ihre Verachtung im Hause entschädigen.

Doucets Plan war, merkwürdig genug, dem ihrigen ganz entgegengesetzt; er schien sich mit einer Resignation, welche fast den Anschein eifriger Bereitwilligkeit hatte, dem abhängigen und untergeordneten Verhältnisse zu unterwerfen, in welches der Gang der Ereignisse ihn gebracht hatte. Er bot die Hand zu allen Launen des Mannes, der in jeder Beziehung sein Gebieter geworden war; er erlaubte sich nicht eher, ihm Gegenvorstellungen zu machen, als in den Fällen, wo Romainville aus Unachtsamkeit oder aus Unwissenheit Verstöße gegen die Richtigkeit seiner Rolle machte, und auch in dieser Beziehung belästigte er ihn nur, wenn es unumgänglich nöthig war. Auf diese Weise bildete sich zwischen ihnen bald ein gewissermaßen herzliches und freundschaftliches Verhältniß.

Romainville war ein Mann, welcher Alles gegen Alles aufs Spiel setzte, und er spielte seine Rolle mit einer Rücksichtslosigkeit und einem Vertrauen, die, je nach der Wendung, welche der Zufall den Angelegenheiten gab, entweder für die unverzeihlichste Verwegenheit oder für die sicherste und scharfsichtigste Gewandtheit gelten konnte. Leute dieser Gattung erreichen übrigens nicht selten ihren Zweck und führen die ihnen übertragenen Geschäfte oft glücklich durch.

In Folge dieser waghalsigen Kühnheit unterließ der Bettler nicht, wie er es schon geäußert hatte, sich in Besitz des von Tiquet verwalteten öffentlichen Amtes zu setzen, so wie er sich in Besitz seiner Persönlichkeit, seiner Kleider, seines Hauses, seines Tisches und seines Namens gesetzt hatte.

Um diese freche Parodie zu beginnen, machte er zuerst dem Kanzler und dem ersten Präsidenten des Parlaments seinen Besuch, und entschuldigte durch ebenso gewandt erfundene als keck vorgetragene Lügen seine lange Abwesenheit, welche ganz regelwidrig war und ihn dem Tadel seiner Oberen aussetzte.

Gleichsam als Fortsetzung der Erfindung Doucets bürdete er der Verzweiflung über die unordentliche Lebensweise seiner Frau den anfänglich gefaßten Vorsatz auf, sein Vaterland auf immer verlassen zu wollen. Die offene, vertrauensvolle Art, mit welcher er dieses Geständniß ablegte, gewann ihm sogleich die Theilnahme der hochgestellten Männer, mit denen er über seine Lage und seine Angelegenheiten sprach.

„Sie haben Unrecht gehabt," sagte man zu ihm, „Sich in Folge von häuslichem Unfrieden zu einem so wichtigen Entschlusse hinreißen zu lassen; die Ehre eines Beamten gründet sich nicht auf die Lebensweise seiner Gat-

tin, und er muß in der Erfüllung seiner öffentlichen Pflichten eine sichere Achtung und genügenden Trost finden."

Hierauf versicherte Romainville, daß seine eigene Ueberzeugung ihn schon von der Wahrheit dieser Worte überzeugt habe, und daß er, wenn auch seine Frau sich nicht gebessert hätte, wie es wenigstens schiene, auf immer von der lächerlichen Eifersucht geheilt sei, die ihn zu einem so thörichten Entschlusse gebracht habe."

„Aber," sagte der erste Präsident mit Beziehung auf das Gerücht, welches Jean Doucet in der Voraussicht einer andren Entwickelung so eifrig verbreitet hatte, „man sagte doch, daß Sie mit der Absicht zurückgekommen seien, uns bald wieder zu verlassen, und daß Sie von Ihren Reisen eine Art von Wuth, fremde Länder zu besuchen, mitgebracht haben?"

„Als ich ankam, hatte ich in der That eine solche Absicht," erwiederte Romainville; „aber dies ist vorübergegangen, und jetzt habe ich nur noch den festen Wunsch, mit der größten Thätigkeit an den Arbeiten meiner Kollegen Antheil zu nehmen."

Er wurde, wie man sich denken kann, wegen dieser guten Vorsätze belobt, und nachdem man ihn bei der Abtheilung für die Criminal-

justiz angestellt hatte, nahm er sogleich am folgenden Tage seinen Sitz in derselben ein.

Gewiß, wenn es jemals eine sonderbare Figur gegeben hat, so war es dieser in einen Schafstall gesperrte Wolf, dieser Mann, der den Galgen verdient hatte, und der sich auf den mit Lilien geschmückten Stuhl setzte, um rechts und links zum Rade, zum Strange, zur ordentlichen und außerordentlichen Tortur, zur Kirchenbuße, zum Gefängnisse und andren richterlichen Artigkeiten arme Schelme zu verurtheilen, welche zehnmal weniger als er diese harten Strafen verdient hatten. Von Doucet geführt, ohne dessen Hülfe er sich in dem Labyrinthe des Justizpalastes nie zurecht gefunden haben würde, trat er vor Eröffnung der Sizzung in das Berathungszimmer, und wurde sogleich von den Kollegen umringt, die ihn zu seiner glücklichen Rückkehr gratulirten. Er erwiederte diese Höflichkeiten, ohne sich eine Blöße zu geben, mit den artigsten Worten, begrüßte mit einer Protectormiene die Unterbeamten, welche kamen, ihm ihre Hochachtung zu bezeichen und wußte sich mitten in dieser Versammlung von Magistratspersonen so gut zu benehmen, als hätte er sein ganzes Leben in keinen anderen Kreisen zugebracht. Seine Ankunft war ein wahres Familienfest; man freute sich

über sein gutes Aussehen, Einige machten die Bemerkung, daß er ein wenig zugenommen habe, Andere behaupteten, daß er noch immer der Nämliche sei; darüber waren aber Alle einig, daß sich sein Haar ein wenig gebleicht und daß die tropische Sonne seine Haut gebräunt habe.

Der Fall, welcher an diesem Tage abgeurtheilt werden sollte, betraf einen Wilddieb, der gegen die Sentenz des Amtes Senlis appellirte, durch welche er zu einer zehnjährigen Galeerenstrafe verurtheilt wurde, weil er im Walde von Compiegne einen Fasan geschossen und sich dem Förster, der ihn auf frischer That ertappt, widersetzt hatte. Es waren viele Gründe zur Nachsicht vorhanden; der Verurtheilte war Vater einer zahlreichen Familie, er hatte das Verbrechen mitten im strengen Winter begangen, als seine Frau uud Kinder kein Brod hatten, und er bewies, daß er von dem Förster sehr roh behandelt worden war. Sein Vertheidiger hatte alle diese Umstände auf eine geschickte Weise geltend gemacht, und mehrere Richter waren zu einer Milderung der Strafe geneigt; aber unser Romainville klammerte sich gleichsam an den Buchstaben des Gesetzes an, und zeigte, daß Niemand so streng und unerbittlich ist, als die Verbrecher. Er mußte mehr

als irgend Jemand wissen, welch ein schlechter Rathgeber der Hunger ist, aber daran dachte er von dem Augenblicke an nicht mehr, seitdem er einen guten Tisch und ein weiches Bett hatte, und der verkleidete Bettler war daher strenger gegen den armen Wilddieb, als die sämmtlichen Mitglieder des Gerichts. Seine Stimme gab den Ausschlag für die Bestätigung des harten Urtheils und noch behauptete er, daß die Strafe zu mild sei.

An den folgenden Tagen wurde er beauftragt, über einige geringfügige Sachen Bericht zu erstatten und er führte dies auf ziemlich gute Art aus. In seiner Wohnung empfing er des Morgens mit Höflichkeit und Geduld die Parteien und ließ sie nicht lange im Vorzimmer frieren; er schlief während der Sitzungen nicht mehr als ein Andrer und wenn ihm eine Sache nicht gehörig klar war, so stimmte er durch eine Kopfbewegung ab. Was hätte der beste Parlamentsrath, der seine Stelle theuer bezahlt hatte, wohl mehr thun können?

20.

Nachdem sich Romainville auf diese Weise völlig in Besitz des Titels und der Würde des Parlamentsraths Tiquet gesetzt hatte, griff er auch die Verwaltung der häuslichen Angelegenheiten des Verstorbenen mit nicht weniger fester Hand an und behandelte sie ganz wie seine eigenen.

Nachdem er der Parlamentsräthin zuerst ein anständiges Auskommen gesichert hatte, eignete er sich ohne Umstände den ganzen Rest des Vermögens zu und schaltete damit nach seiner Weise. Er erhob Doucet zu einer Art Intendanten und befahl ihm, das Haus auf einem vornehmen Fuß einzurichten. Er vertauschte einen etwas altväterischen Wagen, der sich in der Remise fand, gegen einen andren nach der neuesten Mode, gab allen seinen Leuten neue Livreen, und befahl, daß der Keller stets gut versehen und auf dem Kriegsfuße gehalten werde.

Da er ein lustiges Leben führen wollte, aber mit Rücksicht auf den verstorbenen Tiquet, dessen Sitten sehr regelmäßig gewesen waren, auf den äußeren Schein halten mußte, so kaufte er an der Chaussee von Maine ein elegant ein-

gerichtetes Landhaus, wo er heitere Gesellschaften um sich versammelte, denen er ohne Aufsehen und Geräusch fröhliche Gelage gab. Eine junge Modistin, die ihn im Vorübergehen durch zärtliche Blicke angelockt hatte, trug das Ihrige zur Erhöhung dieser Freuden bei, und er that mit einem Worte sein Möglichstes, um dieses Vermögen, das ihm einst theuer zu stehen kommen konnte, zu genießen, so lange es in seinen Händen war.

Da er mit einer sehr schönen Frau, auf welche er mehr als jeder Andre hätte Ansprüche machen können, unter dem nämlichen Dache lebte, so wird man sich vielleicht wundern, daß er seine Bestrebungen noch nicht nach dieser Seite gerichtet hatte. Es würde gewiß sehr pikant für ihn gewesen sein, die Nachahmung seines Vorgängers bis an die äußersten Grenzen zu treiben, indem er in Tiquets Hause die Rolle des Jupiter bei Amphytrion spielte. Aber um die Wahrheit zu sagen, Madame Tiquet imponirte ihm, und so oft ein böser Gedanke in ihm aufstieg, unterdrückte er ihn sogleich, denn er fürchtete, daß die arme Frau sich zu irgend einem verzweifelten Schritte hinreißen lassen möchte, durch welchen seine angenehme Lage in Gefahr kommen könnte.

Eines Abends jedoch, als er mit seiner

Geliebten und einigen lustigen Brüdern gespeist und der Wein die Köpfe schon ziemlich erhitzt hatte, kam das Gespräch auf Madame Tiquet. Die Schöne, welche wenig auf ihre Worte achtete, fragte ihn, ob er denn wirklich, wie man sagte, nur ein Scheinehemann sei, und daß seine Frau ihm nicht erlaubte, ihr Zimmer zu betreten.

Romainville, der sich keine solche Blöße geben wollte, widersprach der Putzmacherin in sehr ungestümem Tone, und da die übrige Gesellschaft sah, daß er die Sache so ernsthaft nahm, fand man es spaßhaft, ihn über diesen Punkt zu necken. Dadurch aber kam er so sehr in Harnisch, daß er ein graßes Glas spanischen Wein hinunterstürzte, welches ihn vollends berauschte, dann aufsprang und sagte, daß, wenn Jemand der Anwesenden ihn begleiten wolle, er sogleich in seine Wohnung gehen und beweisen werde, daß er unbeschränkter Herr im Hause sei. Zwei rohe Menschen unter den Gästen hatten den unglücklichen Gedanken, sich zu dieser Wette herzugeben, und Romainville, der durch ihre Ausforderungen immer hitziger gemacht wurde und immer mehr den freien Gebrauch seines Verstandes verlor, stieg mit ihnen in einen Wagen und kam ganz außer sich in seinem Hause an.

Madame Tiquet, welche sich seit einiger Zeit sehr der Frömmigkeit zugeneigt hatte, und in der Religion einen Trost suchte, den ihr nichts auf dieser Welt mehr gewährte, unterhielt sich mit Gott in ihrem Betzimmer, als sie den Lärm hörte, den Romainville machte, indem er trotz des Widerstandes der Kammerfrau in ihr Zimmer eindringen wollte. Sie ging hinaus und erkundigte sich nach der Ursache dieses Auftritts. Ihr Erscheinen reizte den Wüthenden nur noch mehr, und er sprach, in Gegenwart seiner würdigen Begleiter, in einer Weise mit ihr, daß eine rechtschaffene Frau vielleicht noch niemals so beschimpft worden war.

Als die Unglückliche hörte, von was die Rede war, floh sie in ihr Zimmer und verriegelte die Thür, entschlossen, sich den Tod zu geben, wenn sie sich auf keine andre Weise vor der ihr drohenden Schmach schützen könnte. Als Romainville's Begleiter die Angst der armen Frau sahen, wollten sie die Sache nicht weiter treiben, und forderten ihn auf sich zu entfernen; allein der Wüthende befand sich in einem Zustande, der ihn hinderte, sie zu hören oder ihre Worte zu überlegen; er donnerte fortwährend an der Thür und drohte sie einzuschlagen.

Doucet befand sich in seinem Zimmer, mit

einer Arbeit beschäftigt, die Niemand kannte, obgleich er sich ihr seit einiger Zeit mit einem ganz außerordentlichen Eifer widmete. Er hörte endlich den Lärm, kam herunter, und als er sah, was der Grund desselben war, bat er Romainville's Freunde, sich zu entfernen; dann ergriff er mit kräftigem Arme den Elenden und schleppte ihn unter dem Beistande der übrigen Bedienten, welche diese Scene empört hatte, in sein Zimmer, wo er ihn einschloß.

Romainville erhob ein furchtbares Geschrei und ließ seine rasende Wuth an den im Zimmer befindlichen Gegenständen aus, die er zerschlug oder aus dem Fenster warf; nach einiger Zeit aber erschöpften sich seine Kräfte, er wurde ruhiger und schlief endlich, von seiner immer höher gestiegenen Trunkenheit übermannt, auf der Erde liegend ein.

Aber wie kleinlaut war er am andren Morgen, als Doucet bei ihm eintrat und ihn in dieser Lage fand. Hätte er sich nicht selbst ganz angekleidet auf dem Fußboden liegend gesehen, so würde er es nicht geglaubt haben, was ihm von seinem gestrigen Benehmen erzählt wurde.

Man kann sich denken, daß er ruhig die Moral anhörte, welche Doucet ihm las, und auf dessen Frage: ob er sie Alle durch seine Trunk-

sucht ins Verderben stürzen wolle? keine Antwort zu geben wußte.

Als ihn der treue Diener völlig von seinem Unrecht überzeugt hatte, sah er ihm ins Gesicht und versicherte ihm, er sehe ganz blaß und verändert aus, als ob er eine schwere Krankheit gehabt hätte. Obgleich Romainville eigentlich nichts fühlte, als etwas Schwere im Kopfe und Müdigkeit in den Gliedern, so ließ er sich doch überreden, daß er krank sei; er legte sich zu Bett und hatte nichts dagegen, daß nach dem Arzte geschickt wurde.

Man holte den gewöhnlichen Arzt des verstorbenen Tiquet, welcher, nebenbei gesagt, nicht heller sah, als jeder Andre und die Verwechselung der Person nicht bemerkte. Doucet erzählte ihm, was am gestrigen Abende vorgefallen, wobei er den Zustand, in welchem er seinen Herrn gefunden hatte, noch viel schlimmer darstellte, als er wirklich gewesen war. Der Arzt fand Romainville wirklich krank und wendete sogleich einen starken Aderlaß an, der aber das vorgebliche Uebel nicht hob, sondern es erst wirklich herbeiführte. Dann empfahl er die größte Ruhe, verordnete einen Trank, welcher stündlich genommen werden sollte, und versprach gegen Abend wiederzukommen.

Nachdem Romainville auf diese Weise ans Bett gefesselt war, ging Doucet zu Madame Tiquet, die er in einem Zustande von Unruhe und Verzweiflung fand, den er sich nicht die Mühe nahm, zu beruhigen. Auf alle Vorwürfe, die ihm die empörte Wittwe machte, antwortete er nur, daß er ein Elender sei und nicht zu leben verdiene, da er Diejenige, die er am meisten in der Welt verehre, einer solchen Behandlung ausgesetzt habe. Anstatt sie zu trösten, zeigte er ihr die Zukunft im dunkelsten Lichte, versicherte ihr, Romainville sei ein Mensch ohne alle Vernuft und werde gewiß bei der nächsten Gelegenheit sein empörendes Benehmen wiederholen. Als er sie halb wahnsinnig vor Angst und Schmerz gemacht hatte, ließ er endlich eine Aeußerung fallen, in welcher wir den Jean Doucet wiederfinden, den wir kennen gelernt und ungerechterweise beschuldigt haben, daß er sich selbst untreu geworden sei.

„Ach, wenn Sie wollten," sagte er, „und wenn Sie mir nicht immer die nothwendigsten, durch die Umstände gebotenen Handlungen zum Vorwurf machten, dann wüßte ich wohl ein Mittel, uns von diesem Elenden zu befreien und unsre Lage so sicher zu machen, als sie nur je gewesen ist."

„Noch ein Verbrechen!“ rief Madame Tiquet; „besteht denn Ihre ganze Geschicklichkeit nur darin?“

„Madame, wenn man einen tollen Hund auf seinem Wege begegnet, dann schlägt man ihn todt.“

„Ich verbiete Ihnen ausdrücklich, zu einem so entsetzlichen Mittel zu greifen, und werde Sie denunciren, wenn Sie es dennoch thun sollten.“

„Wenn dies ist, Madame,“ erwiederte Doucet ruhig, „dann bitte ich Sie dieses Fläschchen an Sich zu nehmen, welches ein von mir bereitetes feines Gift enthält; denn, ich muß es Ihnen gestehen, seitdem Sie mich, wie es schien, beschuldigten, diesem Manne nachgegeben zu haben, ist es der Gegenstand meiner unausgesetzten Bemühungen und Studien gewesen, ein Mittel aufzufinden, uns von ihm zu befreien, ohne daß menschliche Kunst und Wissenschaft einen Verdacht schöpfen könnte. Nehmen Sie dieses Gift, denn wenn ich es in meinen Händen behalte, würde ich kaum der Versuchung widerstehen können, mich dessen zu bedienen.“

Hierauf verließ er sie.

Hätte Jean Doucet den Character seiner Gebieterin weniger genau gekannt, so würde

er ihr nicht das Mittel in die Hände gegeben haben, in der verzweifelten Lage, in welche er sie gebracht hatte, ihrem Leben ein Ende machen zu können; aber wenn diese Frau wirklich fähig gewesen wäre, die Gedanken an einen Selbstmord auszuführen, dann würde sie sich nicht so kraftlos und ohne Widerstand von einem Bösewicht auf der Bahn seiner Verbrechen mit haben fortschleppen lassen. Die Vergangenheit bürgte also für die Zukunft, und Doucet hatte nicht zu fürchten, daß die Verzweiflung sie zu einem Schritte gegen ihr Leben hinreißen würde.

Er ging wieder zu Romainville, und als man die verordnete Medizin aus der Apotheke brachte, schickte er sich an, ihm den ersten Löffel einzugeben. Allein ehe er ihm diesen reichte, nahm er, ohne daß der Kranke es sehen konnte, ein ähnliches Fläschchen, wie das, welches er Madame Tiquet gegeben hatte, aus der Tasche, goß davon einen Tropfen in den Löffel und ließ ihm dies verschlucken.

Es verging kaum eine Viertelstunde, so bekam Romainville entsetzliche Schmerzen. Doucet zeigte die lebhafteste Besorgniß; er behauptete, der Arzt, welcher am Morgen dagewesen sei, habe das Uebel durch seine Behandlung verschlimmert, und schlug vor, einen andren

rufen zu lassen. Romainville war, wie jeder Leidende, sehr geneigt, der Medicin die schlimme Wendung zuzuschreiben, welche sein Uebel genommen hatte; er nahm daher den Vorschlag gern an, und es wurde nach einem zweiten Arzte geschickt.

Auch diesen nahm Doucet zuerst bei Seite, erzählte ihm den Fall, wie er ihn dem ersten erzählt hatte, und äußerte die Vermuthung, daß dieser sich wohl von Haus aus geirrt und ein ganz verkehrtes Verfahren eingeschlagen haben müsse. Der neue Arzt widersprach dieser Voraussetzung nicht und als er den Kranken sah, erklärte er sogleich, daß der Aderlaß ganz unrichtig angewendet worden; dann ließ er sich den Trank zeigen und versicherte, daß dieser die alleinige Ursache der eingetretenen gefährlichen Symptome sei. Er verordnete ein ganz entgegengesetztes Mittel und empfahl sich dann, ebenfalls mit dem Versprechen, auf den Abend sich wieder einzufinden. Gegen Doucet aber, der ihn begleitete, äußerte er, das Uebel scheine sehr gefährlich zu sein, und erfordere die größte Sorgfalt.

Nachdem die verordnete Arzenei bereitet war, gab Doucet dem Kranken einige Tassen davon, und da er nichts von seinem eigenen Mittel hinzufügte, so wurde das Uebel, wenn

auch nicht besser, doch wenigstens nicht schlimmer; als jedoch der teuflische Krankenwärter den Tag immer weiter vorrücken sah, versetzte er die letzte Tasse mit einer starken Dosis aus seinem Fläschchen, und ließ sie dann dem Kranken austrinken. Fast unmittelbar nachher erneuerten sich die Zufälle des Morgens, aber mit viel größerer Heftigkeit. In den fürchterlichsten Schmerzen krümmte sich der Unglückliche auf seinem Lager, ein kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper, sein Gesicht war entstellt, und seine Glieder wurden von entsetzlichen Krämpfen zusammengezogen. Doucet stellte sich, als verliere er den Kopf, er lief aus dem Zimmer und rief alle Leute aus dem Hause zusammen, dann schickte er einen derselben zu Madame Tiquet, mit dem auffallenden Auftrage, sich das Fläschchen von ihr geben zu lassen, welches sie haben müsse; ein andrer mußte den alten Freund herbeirufen, den Romainville mit der Erzählung seiner Seereisen mystificirt hatte, ein Dritter erhielt Befehl, bei dem Kranken zu bleiben, der schon die Sprache und fast die Besinnung verloren hatte, und der Heftigkeit der Zufälle fast zu unterliegen schien; Doucet aber ging aus, um, wie er sagte, den Arzt so schnell als möglich herbeizurufen. Auf der Treppe begegnete er den Bedienten, den er zu

Madame Tiquet geschickt hatte, und der ihm sagte, er sei sehr schlecht von ihr empfangen worden und sie habe ihm versichert, sie besitze kein Fläschchen. Doucet erwiederte ihm kurz, es sei gut, er brauche es nicht mehr, und eilte dann fort, als sei er von dem eifrigsten Wunsche beseelt, seinem armen Herrn, wie er sich ausdrückte, Hülfe zu bringen.

Als er, natürlich ohne den Arzt, zurückkam, war Alles vorüber, und der Parlamentsrath Tiquet hatte zum zweiten Male, in Romainvilles Person, zu leben aufgehört. Indessen kam der alte Rath, nach dem man geschickt hatte, in größter Eil herbei, und Doucet erzählte ihm, in Gegenwart der andren Dienstleute, die er als Zeugen aufrief, die gestrige Scene, schilderte den Zustand, in welchen Herr Tiquet sich versetzt hatte, so wie sein ernstliches Uebelbefinden am Morgen, erwähnte, daß man nach einander zwei Aerzte gerufen, von denen der zweite das Verfahren des ersten für ganz widersinnig erklärt habe, und schloß mit der Vermuthung, sein armer Herr sei wahrscheinlich einem Anfalle der Cholera unterlegen, einer Krankheit, die man zwar in Europa wenig kenne, zu der er aber ohne Zweifel den Keim von seinen Reisen nach Westindien mitgebracht

habe. Diese Annahme schien dem alten Parlamentsrathe vollkommen einzuleuchten.

So weit ging Alles gut für Doucet und kein Mensch kam auf den Gedanken eines gewaltsamen Todes; aber hätte sich auch ein Verdacht erhoben, so hatte er mit seiner satanischen Geschicklichkeit durch die beiden nach und nach herbeigerufenen Aerzte demselben schon vorgebeugt.

Beide stellten sich, wie sie versprochen hatten, gegen Abend ein. Zuerst kam Derjenige, welcher das Verfahren seines Kollegen verworfen hatte, und als er den raschen und schlimmen Ausgang der Krankheit vernahm, beeilte er sich, zu erklären, daß man ihn zu spät gerufen habe, und daß der Tod die ganz natürliche Folge des so ungeschickt angewendeten Aderlasses sei. So disputirte er eine Zeitlang siegreich, da kein Gegner vorhanden war, der ihn widerlegte; aber unglücklicherweise kam sein Kollege dazu, dessen Vorschriften nicht bis zu Ende befolgt worden waren, und der mithin dem zweiten Verfahren die Schuld des unglücklichen Erfolgs geben konnte.

Doucet, der Mörder ohne Diplom, dem es darum zu thun war, im Schoße der Facultät einen Bürgerkrieg anzufachen, der sie auf ihrem eigenen Gebiete beschäftigte, damit sie

nicht daran dachte, sich auf dem seinigen umzusehen, führte die beiden Gegner zusammen, und diese fielen sogleich mit den Waffen ihrer verschiedenen Ansichten über einander her. Jeder warf dem Andren vor, daß er das Wesen der Krankheit nicht erkannt, daß er einen ganz falschen Weg eingeschlagen habe und daß der Tod des Kranken nur durch die ungeschickte Behandlung des Gegners herbeigeführt worden sei. Wenn sie einmal einen Blick auf die Leiche warfen, so geschah es nur, um sich in der Ueberzeugung zu bestärken, daß das ganze Unglück durch die Arzneimittel herbeigeführt worden sei, ohne der Krankheit selbst die geringste Schuld zu geben.

21.

Als der unglückliche Tiquet zum erstenmale ums Leben kam, war ihm nur ein verstohlenes, sumarisches Begräbniß zu Theil geworden, aber desto feierlicher wurde das zweite eingerichtet, und schon am folgenden Morgen verkündigten die Glocken seines Kirchspiels die Nachricht von seinem Tode.

Auf Doucets Veranstaltung wurde der Bettler, dem das Schicksal ein ganz andres Begräbniß versprochen zu haben schien, sorgfältig einbalsamirt, wodurch die Eingeweide beseitigt wurden, in denen man, wenn der Körper vielleicht bei einer eingeleiteten Untersuchung wieder ausgegraben worden wäre, die Spuren des Giftes hätte entdecken können.

Dann wurde der Verstorbene auf ein Paradebett gelegt, von zahlreichen Kerzen umgeben, und die ganze Nachbarschaft kam herbei, ihn zu sehen. Bei dem Begräbniß selbst waren keine Kosten gespart, um es so pomphaft als möglich zu machen; das ganze Parlament folgte dem Sarge, und in der Kirche hielt einer der Vicarien von Saint=André eine lange Rede voll der schönsten rhetorischen Figuren über das Leben und die Tugenden des Verstorbenen, mit welcher er vielen Augen Thränen entlockte.

Als Doucet vom Leichenbegängniß nach Haus kam, begab er sich zu Madame Tiquet, die er seit mehreren Tagen nicht gesehen hatte, denn während der traurigen Vorbereitungen zum Begräbnisse war sie beständig in ihrem Zimmer geblieben, von der Furcht gequält, daß das begangene neue Verbrechen geargwöhnt oder entdeckt werden könnte.

Sie wollte dem Mörder Vorwürfe wegen seiner That machen, allein dieser wies sie mit der Bemerkung zurück, daß von dem Augenblicke an, als Romainville sich als Herrn im Hause festgesetzt, es einen Kampf auf Tod und Leben zwischen ihnen gegolten habe.

„Sie beurtheilten mich damals falsch," fuhr er fort; „weil ich vorsichtig war und mich verstellte, glaubten Sie, ich wolle die Oberherrschaft dieses Menschen anerkennen, welcher, wie die Folge gezeigt, mit einer unglaublichen Unbesonnenheit einen glücklichen Umstand benutzte, den er nur zu mißbrauchen verstanden hat."

„Sie scheinen Ihre ganze Ehre darein zu setzen, eine finstere Intrigue mit Geschicklichkeit durchzuführen," erwiederte Madame Tiquet mit Verachtung, „und Sie würden Sich kein Gewissen daraus machen, zwanzig Personen das Leben zu nehmen, wenn Sie Sich dadurch den Ruhm eines gewandten Bösewichts erwerben könnten."

„Ich hatte hierbei noch andre Rücksichten zu nehmen, nämlich auf unsre Sicherheit, welche durch das Betragen dieses Elenden täglich und stündlich bedroht wurde, und auf Ihre Ehre, die er anzutasten gewagt hat. Uebrigens konnte ich, offen gestanden, auch den Gedanken nicht ertragen, daß ein solcher gemeiner Tölpel die

Früchte meiner, trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren glücklich durchgeführten Berechnungen erndten sollte."

„Aber warum haben Sie Sich denn in alle diese Verlegenheiten und Gefahren gestürzt, in welche Sie mich mit gezogen haben? was haben Sie durch so viele Verbrechen gewonnen? wohin soll Ihr blutiger Weg Sie führen?"

„Sie wissen, daß mein erster Schritt den Zweck hatte, Sie einem sicheren Tode zu entreißen."

„Sie haben es mir gesagt und ich habe es Ihnen geglaubt; aber gab es denn kein andres Mittel, mich zu retten, als einen Mord?"

„Ich hatte nicht Zeit darüber nachzudenken und im Augenblick sah ich kein andres; überdies war ich auch damals, wie ich es Ihnen gestanden habe, von einer Leidenschaft beherrscht . . ."

„Deren Sie hoffentlich nicht mehr erwähnen werden," unterbrach ihn Madame Tiquet.

„Deren ich wenigstens seit dem Tage, an welchem ich es Ihnen versprach, nicht erwähnt habe; aber Sie werden eingestehen, daß die Umstände jetzt nicht mehr die nämlichen sind."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Madame Tiquet ängstlich.

„Obgleich Sie mir härtere Vorwürfe deshalb gemacht haben, als Sie vielleicht hätten thun sollen, habe ich Sie doch von einer verhaßten Kette befreit, die Sie an einen Mann fesselte, den Sie nicht liebten. Was Montgeorge betrifft, so bin ich es nicht gewesen, der Sie des Glücks seiner Liebe beraubt hat; er selbst hat sie auf eine ziemlich unverantwortliche Weise verlassen."

„Sprechen Sie nicht von einem Manne, von dessen edlem Character Sie Sich keinen Begriff machen können."

„Gut, aber er hat auf Ihren Besitz Verzicht geleistet. Ich habe Sie ferner von Saint-Thomas, diesem unbequemen Anbeter, befreit, gegen den Sie so viel Schonung beobachten mußten. Endlich, obgleich mein Verfahren nicht Ihre ganze Billigung erhalten hat, so ist doch unsre, durch Romainville gestörte Partie sehr glücklich wieder geordnet worden; sowohl der ächte als der falsche Tiquet sind von der Welt verschwunden, Sie sind jetzt so sicher, wie am Tage vor Ihrer Hochzeit: kann ich nun nicht auch ein wenig an mich denken?"

„Meine Absicht, Herr Doucet, ist, Ihnen eine anständige und sorgenfreie Zukunft zu sichern; in Bezug auf mich selbst aber ist mein

Entschluß gefaßt: ich werde mein Leben in einem Kloster beschließen."

„Daran werden Sie nicht denken, Madame!"

„Warum nicht?"

„Weil Sie mir dadurch einen tödtlichen Kummer bereiten würden, und übrigens, wenn Sie mich aufs Aeußerste treiben, könnte ich Sie wohl mit mir in den Abgrund hinabziehen."

„Ich glaube allerdings, daß Sie die Macht dazu haben."

„Ja, gewiß, und vielleicht noch mehr, als Sie glauben, denn ich habe nicht einen einzigen Schritt gethan, der mich mit der Justiz in Collision bringen könnte, ohne daß Ihre Theilnahme daran erwiesen ist. Wird man wohl glauben, daß Herr Tiquet ohne Ihre Veranlassung verschwunden ist, und daß ich ohne Ihren Befehl Saint-Thomas auf der Straße angefallen habe?"

„Sein Sie überzeugt, daß ich oft an diese Gefahr gedacht habe, und daß ich sie mir nicht verberge."

„Ihren Antheil an der Unterschiebung Romainville's könnten Sie vielleicht läugnen, aber desto besser habe ich dafür gesorgt, Sie zur Theilnehmerin an der letzten Tragödie zu machen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Haben Sie denn das Fläschchen vergessen, das ich Ihnen im Augenblicke der Entwickelung abfordern ließ? Wenn dieser Umstand zur Kenntniß der Richter kommt, so wird man ganz gewiß vermuthen, daß ich nicht mehr Gift genug hatte, um Romainville aus der Welt zu schaffen, und daß ich die glückliche Unbesonnenheit begangen habe, es von Ihnen zu verlangen, daß Sie aber klüger waren als ich, und es nicht hergaben."

„Dies Alles," erwiederte Madame Tiquet, „ist ohne Zweifel sehr klug, aber es ist noch viel schändlicher!"

Mit diesen Worten stand sie auf um das Zimmer zu verlassen.

Für einen Menschen, der sich so sehr in der Gewalt hatte, wie Doucet, war der Weg, den dieser eingeschlagen hatte, gewiß der widersinnigste; denn der geringste Nachtheil, den die Darlegung seiner geheimen Absichten für ihn haben konnte, war, daß sie gerade das Entgegengesetzte von dem bewirken mußte, was er beabsichtigte, nämlich die Zuneigung der Parlamentsräthin zu gewinnen, nicht aber sie einzuschüchtern. Die Bewegung, welche sie machte, um sich zu entfernen, brachte ihn zur Besinnung; er eilte auf sie zu, vertrat ihr den Weg und sagte ehrerbietig und bittend zu ihr:

„Hören Sie mich an, Madame, hören Sie mich an!"

Als sie aber seine Bitte nicht beachten zu wollen schien, wiederholte er nochmals in kurzem, finsteren Tone und indem er mit dem Fuße stampfte: „Hören Sie mich an!"

Madame Tiquet blieb und setzte sich, wie ein resignirtes Schlachtopfer, auf einen in der Nähe der Thür stehenden Stuhl; Doucet aber sagte, ohne seinen Platz zu verlassen, auf welchem er ihr Fortgehen am besten verhindern konnte: „Sie hassen und verachten mich, Madame; ich bin für Sie ein Gegenstand des Abscheus und des Entsetzens, und Sie sagen, der Grund davon seien die schlechten Handlungen, die ich unter Ihren Augen begangen habe. Aber ich durchschaue Ihre Gedanken besser; Sie sind zu gerecht und zu verständig, um mir Dinge zum Vorwurf zu machen, deren unglückliche Nothwendigkeit und Verkettung Ihnen ebenso gut bekannt ist, als mir. Wenn ich so schlecht wäre, als Sie sagen, würde ich dann die Veranlassung abgewartet haben, daß ich Sie aus einer Lebensgefahr retten könnte, um meinen bösen Character an den Tag zu legen? Ich war arm und befand mich in einer demüthigenden Lage; ein Verbrechen konnte mich reich und angesehen machen, aber selbst der

Gedanke daran kam mir nicht in den Sinn. Noch jetzt, seitdem Romainville mir die Verwaltung Ihres Vermögens übertragen hat, können Sie sagen, daß ich mir nur einen Thaler davon zugeeignet habe? Ich habe über Alles Rechnung abgelegt, wie ich es Herrn Tiquet selbst gethan haben würde; es gab also nur einen einzigen Grund, der mich zum Verbrecher gemacht hat, und dieser Grund kam aus keinem bösen Herzen. Ich bin ein Verbrecher geworden, weil ich Sie geliebt habe, weil ich Ihr Leben und dann Ihre Ehre retten wollte, und deshalb können Sie mich nicht verachten."

„Wenn ich Sie auch nicht verachte, so kann es mir deshalb doch unmöglich sein, Sie zu lieben."

„Allerdings, aber Sie verachten mich wirklich. Und soll ich Ihnen sagen warum? Sie verachten mich wegen eines Umstandes, an dem ich nicht Schuld bin, den ich nur dem Zufall zu verdanken habe, der mich im Grunde weder besser noch schlechter macht; Sie verachten mich, weil ich ein Bedienter bin, ohne zu fragen, ob nicht unter diesem Tressenrocke auch das Herz eines Mannes schlägt."

„Wenn ich das Vorurtheil, welches die Welt in dieser Beziehung hat, theilte, glauben

Sie denn, daß das Böse, das ich Sie habe thun sehen, mich davon geheilt hat?"

„Sie kommen immer auf meine Verbrechen zurück, als hätten Sie nicht auch Vortheil davon gehabt, und als müßten mich Ihnen selbst diese Verbrechen nicht unter einem vortheilhaften Lichte zeigen."

Madame Tiquet blickte ihn staunend an.

„Ja, Madame," fuhr er fort, „die Frauen lieben die entschlossenen und gewandten Männer, und weder ein Dummkopf noch ein Feigling wäre auf dem Wege, auf dem wir seit fast einem Jahre wandeln, fortgekommen. Ich hätte wohl einen andren Bedienten in dieser Lage sehen wollen, welcher Gnade vor ihnen gefunden hat, weil er eine schönere Livree trug, als ich."

„Von wem sprechen Sie denn?"

„Von Herrn von Montgeorge, dessen Uniform in der That nichts Anderes ist, als eine Livree des Königs, wie mein Rock die Livree des Herrn Parlamentsrathes war. Man hat gesehen, wie er Ihnen beigestanden hat, und wie er Sie aus dieser schlimmen Lage befreit haben würde."

„Auch Sie kommen immer auf diesen Gegenstand zurück," sagte Madam Tiquet unwillig. Was wollen Sie eigentlich und was ist der Sinn dieser ganzen Rede?"

„Wissen Sie es nicht, Madame? Ich wünsche, daß Sie mich lieben.“

„Kann man seinem Herzen gebieten?“

„Wenigstens nehmen Sie mir nicht schonungslos alle Hoffnung; sagen Sie mir nicht, daß Sie in ein Kloster gehen wollen, so daß ich Sie nie wiedersehen soll! Sie zu sehen, darin besteht mein Leben; seitdem Herr Tiquet Sie in sein Haus brachte, habe ich kein andres Glück gekannt, als Sie zu betrachten und Sie zu bedienen, oder, richtiger gesagt, in meinem ganzen Leben ist dies mein einziges Glück gewesen, und Sie wollen es mir entziehen?“

„Aber welchen Werth kann ein solches Glück haben, wenn man nichts weiter erwarten kann?“

„Ich bin damit zufrieden, Madame! Sie haben gesehen, daß ich weder anmaßend noch zudringlich bin; ich hatte Ihnen versprochen, Sie weder durch eine Miene noch durch ein Wort an meine Liebe zu erinnern: habe ich mein Versprechen nicht treu gehalten?“

„Ja, und ich muß Ihnen für diese Zurückhaltung danken.“

„Warum wollen Sie also ein Herz verachten, das Ihnen eine so zarte Liebe widmet? Uebrigens lassen Sie mir Zeit, und ich werde die Kluft ausfüllen, die uns noch von einander trennt; ich werde arbeiten und den Verstand,

den ich zum Bösen anzuwenden gezwungen gewesen bin, auf das Gute verwenden; ich fühle die Kraft in mir, mich in irgend einer Laufbahn bis zu Ihnen zu erheben."

Es ist schwer zu sagen, wie dieses Gespräch geendigt haben würde, wobei der eine Theil etwas verlangte, was der andre um keinen Preis bewilligen konnte; wahrscheinlich würde es jedoch zu einer Art provisorischem status quo gekommen sein, und Madame Tiquet würde, in Folge der Rücksichten, die sie zu nehmen gezwungen war, versprochen haben, wenigstens für den Augenblick keinen Entschluß zu fassen; aber ehe man Zeit hatte, zu einem solchen Schlusse zu gelangen, meldete ein Bedienter, daß ein alter Mann, der, wie er glaubte, der Thürsteher von Saint-André-des-Arcs sei, Madame Tiquet zu sprechen wünsche.

Man glaubte im ersten Augenblicke, daß dieser Mann bei der Vertheilung von Geldspenden unter die Armen des Kirchspiels beim Begräbniß des Verstorbenen übergangen oder nicht zufriedengestellt worden sei, und Doucet ging hinaus, um sich deshalb mit ihm zu verständigen; aber der alte Mann erwiederte, daß von etwas Aehnlichem nicht die Rede sei, und bat nochmals, mit Madame Tiquet sprechen zu dürfen, der er etwas Wichtiges mitzutheilen

habe. Doucet führte ihn daher ins Zimmer, und war sehr neugierig, worin das große Geheimniß bestehen würde.

Die Parlamentsräthin bot dem alten schwächlichen Manne einen Stuhl, welche Ehre dieser nach einigen Einwendungen annahm. Dann schien er zu erwarten, bis Doucet sich entfernt haben würde, da ihm aber Madame Tiquet sagte, daß Niemand der Anhörung seiner Mittheilung im Wege sei, begann er: „Sie haben Ihren Herrn Gemahl sehr schön und feierlich beerdigen lassen, und ich kann wohl sagen, daß ich in den elf Jahren meines Dienstes an unsrer Kirche kein prachtvolleres und besser angeordnetes Begräbniß gesehen habe, besonders da auch die Armen so reichlich dabei bedacht worden sind. Ich selbst habe auf meinen Antheil sechs Livres bekommen, welche keinem Undankbaren zugefallen sind, denn ich habe schon gebetet und werde noch mehr für die Seele des Verstorbenen beten, den ich bei seinen Lebzeiten gekannt habe, obgleich er seit einiger Zeit seltener in unsre Kirche kam. Doch läßt sich das wohl durch die weite Reise erklären, die er, wie ich gehört habe, gemacht hat . . .“

„Nun, und was wünschet Ihr?“ unterbrach ihn Madame Tiquet, um ihn aufzufordern, zum Schluß zu kommen.

„Ich wollte sagen, Madame, daß das ganze Kirchspiel darüber einverstanden sein wird, daß Herr Tiquet ein sehr ehrenvolles Begräbniß erhalten hat; aber für die Ruhe der Seele eines Verstorbenen sind die kirchlichen Gebete und ein schönes Begräbniß nicht genug, man muß auch in einer heiligen Gesinnung gestorben sein, sonst kann sich beim Begräbniß etwas sehr Sonderbares ereignen, was kein guter Christ unbeachtet lassen darf."

„Was kann sich denn ereignen?" fragte Doucet, der über das Geschwätz ungeduldig zu werden begann.

„Dergleichen Ereignisse sind nicht allein durch die Erfahrung einer Menge von Personen bestätigt, sondern auch von allen kirchlichen Schriftstellern, welche das Kapitel von den Erscheinungen abgehandelt haben."

„Gut, aber worin bestehen sie denn?"

„In zwei Worten, die Sache ist die: die Heiden hatten den Glauben, daß ein Mensch, der nach seinem Tode nicht begraben worden, hundert Jahre lang auf der Erde herumwandeln müsse, ehe Charon ihn in seinen Nachen aufnahm."

„Ihr mißbrauchet die Geduld der Madame Tiquet," sagte Doucet ärgerlich.

„Dies ist durchaus nicht meine Absicht,“ erwiederte der alte Schwätzer ruhig; „übrigens werden Sie wohl einsehen, daß ich einen solchen Aberglauben nicht theile, denn jetzt wissen wir, und die Religion lehrt es uns deutlich, daß es in der Hölle niemals einen Fährmann, Namens Charon, gegeben hat.“

„Also, was wollt Ihr sagen?“ fragte Doucet.

„Ich will sagen, daß, wenn ein Mensch nicht als Christ gestorben ist und nicht die Absolution von seinen Sünden erhalten hat, es leicht möglich ist, daß man ihn bei seinem Begräbnisse sieht.“

„Habt Ihr vielleicht Herrn Tiquet gesehen?“ fragte die Parlamentsräthin mit einiger Unruhe.

„Ja, Madame, während der Sarg in die Gruft hinabgelassen wurde, sah ich ihn deutlich bei mir vorübergehen.“

„Und Ihr habt ihn wahrscheinlich angeredet?“ fragte Doucet.

„Nein, denn ich hatte nicht Zeit dazu, da er fast in dem nämlichen Augenblicke wieder verschwand. Aber diese Erscheinung läßt vermuthen, daß er nicht so heilig gestorben ist, als man es wünschen könnte, und ich wollte Madame Tiquet von diesem Vorfalle benachrichti-

gen, damit Sie Messen lesen lassen und irgend ein Werk der Buße verrichten können, um ihn zu versöhnen."

„Ist dies Alles, was Ihr uns zu sagen habt?" fragte Doucet.

„Ja, ich wollte Madame benachrichtigen . . ."

„Madame ist Euch dankbar dafür, und hier ist ein Thaler, den sie Euch für Eure Nachricht giebt; aber zugleich bittet sie Euch, gegen Niemanden etwas von dieser Sache zu äußern, denn Ihr seht ein, daß der Nachruf des Herrn Tiquet dadurch leiden könnte."

„Ich sehe dies ebenso ein, wie Sie, und bin die Verschwiegenheit selbst," erwiederte der alte Mann, indem er aufstand und sich mit vielen Bücklingen verabschiedete; aber er kehrte noch einmal um und sagte: „Meiner Meinung nach werden zwei Messen und einige Almosen genug sein, denn Herr Tiquet war kein gottloser Mann. Es ist wahrscheinlich nur ein unbedeutender Fehler, den er sich hat zu Schulden kommen lassen und wegen dem er oben nicht gut empfangen worden ist."

„Schon gut, lieber Mann," erwiederte Doucet, und nachdem er ihn sanft aus der Thür gedrängt hatte, verschloß er diese hinter ihm.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte Madame Tiquet ängstlich.

„Ich glaube, daß dieser Mann entweder ein alter Narr oder ein alter Fuchs ist, der noch etwas von uns hat haben wollen.“

„Aber Sie haben ihm selbst noch etwas gegeben und haben also doch einigen Werth auf seine Worte gelegt.“

„In unsrer Lage und wenn eine Sache noch so neu ist, müssen wir soviel als möglich alles Geschwätz verhüten. Aber glauben Sie denn wirklich, daß Herr Tiquet wieder aufgestanden ist?“

„Wie kann ich es wissen? Wenn Sie vielleicht etwas zu thun geglaubt und es doch nicht gethan hätten, oder wenn eine Aehnlichkeit ...“

„Dann müßte die Natur die Tiquets dutzendweis hervorgebracht haben, wie man Puppen verfertigt; was aber Ihre andre Idee betrifft, so kann ich leider dafür bürgen ...“

„Ja wohl, leider! denn ich sehe wohl, daß wir keine ruhige Stunde mehr haben werden! Das Schicksal scheint ein Vergnügen daran zu finden, uns an das zu erinnern, was wir so gern vergessen möchten.“

„Beruhigen Sie Sich, Madame,“ erwiederte Doucet, „und legen Sie den Dingen

keine Wichtigkeit bei, die sie nicht haben. Um von etwas Anderem zu sprechen: Sie haben einen Heirathscontract, und der wahrscheinlich ganz in Ordnung ist, denn wir müssen ein wenig an die Geschäfte wegen des Nachlasses denken. Herr Tiquet hat mir selbst gesagt, daß Ihnen durch diesen Contract ein großer Theil seines Vermögens zugesichert sei, und man müßte ihn daher sehen. Herr Tiquet hat zwei Neffen, welche kommen werden, um ihre Erbschaft in Empfang zu nehmen, und es wäre gut, wenn man die Rechte eines Jeden kennte."

„Dieser Contract muß sich unter Tiquets Papieren befinden; aber ich weiß nicht, ob ich die Wohlthaten eines Mannes annehmen darf, an dem ich so unrecht gehandelt habe."

„Glauben Sie denn, Madame, daß Sie Ihr Gewissen beruhigen würden, wenn Sie den Verwandten das ganze Vermögen überließen?"

„Es wäre doch wenigstens ein Opfer."

„Nein, das würde ich nicht dulden. Unterstützen Sie davon die Armen, wenn Sie wollen, aber werden Sie nicht selbst arm."

„Ja," erwiederte die Parlamentsräthin, indem sie dieses Mittel zur Beruhigung ihres Gewissens auffaßte, „die Wohlthätigkeit gegen die Armen ist eine große Buße vor Gott, und

ich werde sie in meinem und in Ihrem Namen ausüben."

„Sie nehmen also einigen Antheil an dem Heil meiner Seele?" fragte Doucet höchst erfreut zu sehen, daß Madame Tiquet ihn mit sich selbst in einem und dem nämlichen Gedanken vereinigte. „Ach!" rief er, indem er vor ihr auf die Knie fiel und zwei Thränen seinen Augen entströmten, „möchten Sie doch einst einen günstigeren Blick auf mich herabfallen lassen!"

„O denken Sie daran nicht," erwiederte die Wittwe, deren Stimme ebenfalls von ihrem Schluchzen erstickt wurde; „denken Sie nur daran, als ein ehrlicher Mann zu leben, damit der Himmel Ihnen einst verzeihen könne!"

„Ja," sagte Doucet aufstehend, „Sie sollen sehen, daß ich mir Ihre Achtung zu erwerben wissen werde!"

Mit diesen Worten entfernte er sich, um nicht, wenn er mehr sagte, den Strahl von Hoffnung zu verscheuchen, der sich ihm gezeigt hatte.

22.

Als Doucet das Zimmer seiner Gebieterin verließ, fühlte er sich so ergriffen und so aufgeregt, daß er frische Luft schöpfen mußte, um sich ein wenig zu erholen. Er ging daher einige Male den Quai entlang, bis sein Blut sich einigermaßen beruhigte, und dann kehrte er nach Haus zurück und begab sich in das Kabinet seines verstorbenen Herrn, um die Papiere, welche auf die Erbschaft Bezug hatten, durchzusehen.

Er war seit zwei Stunden mit dieser Arbeit beschäftigt und die Dämmerung begann einzubrechen, als er bei dem schwachen Lichte des sinkenden Tages zu bemerken glaubte, daß eine Tapetenthür, welche aus dem Zimmer, in dem er sich befand, auf eine geheime Treppe führte, sich in ihren Angeln drehte und langsam geöffnet wurde.

Doucet, dem es nicht an Muth fehlte und der sich nicht leicht in Schrecken setzen ließ, blickte aufmerksam hin, um sich zu überzeugen, ob seine Sinne ihn nicht täuschten. Aber die Thür öffnete sich immer weiter, als ob eine vorsichtige Hand sie langsam zurückstieß. Er stand daher auf und ging auf den Besucher

zu, dessen behutsames Eintreten ihm nicht natürlich schien. In diesem Augenblicke wurde die Thür völlig geöffnet und eine fürchterliche Erscheinung stand vor ihm — Tiquets Geist!

Doucet erschrak so sehr, daß er den Anblick nicht ertragen konnte, sondern aus dem Zimmer stürzte und todtenbleich und odemlos zur Parlamentsräthin kam, wo er fast besinnungslos auf ein Sopha sank. Höchst erstaunt, ihn in diesem Zustande zu sehen, näherte sich ihm die Wittwe mit einer größeren Theilnahme, als sie ihm gewöhnlich bewies, und fragte ihn, was ihm denn begegnet sei?

Nachdem Doucet endlich seine Angst überwunden hatte, gab er ihr lachend zur Antwort: „Denken Sie Sich, Madame, welchen lächerlichen Schrecken ich eben gehabt habe. Ich sah verschiedene Papiere im Kabinet des Herrn Tiquet durch, und glaubte in der Dämmerung ihn selbst durch die Thür, welche auf die kleine Treppe führt, eintreten zu sehen!"

„Also hatte der Mann vorhin sich doch nicht getäuscht?" fragte Madame Tiquet ängstlich.

„Im Gegentheil," erwiederte Doucet, „dieser einfältige Träumer hatte mit der Erzählung von seiner Vision meine Phantasie aufgeregt, so daß sie sich durch einen, wahrscheinlich leicht

zu erklärenden Zufall hat täuschen lassen. Ich schäme mich jetzt, daß ich Sie mit meiner Angst erschreckt habe, und ich will wieder hinübergehen, um mich genauer zu überzeugen."

Aber in dem Augenblick, als Doucet sich entfernen wollte, erhielten sie eine Bestätigung des übernatürlichen Ereignisses. Das Kammermädchen der Parlamentsräthin stürzte ganz außer sich ins Zimmer und rief in abgebrochenen Worten:

„Der Geist des seeligen Herrn . . . ich habe ihn gesehen . . . er hat mit mir gesprochen . . . auch Kaspar hat ihn gesehen . . .!"

Doucet, der nicht der Mann war, sich zweimal in einer Viertelstunde zu ängstigen, hatte seine ganze Kaltblütigkeit wiedergewonnen, und suchte das Mädchen zu beruhigen, um von ihr etwas Bestimmtes zu erfahren. Nachdem sie sich ein wenig gesammelt hatte, erzählte sie Folgendes: „Ich saß unten in der Küche und Kaspar hatte mir eben gesagt, ich möchte Licht anzünden, weil er zu seiner Arbeit nicht mehr sehen könne, als ich einen langen Mann eintreten sah, dessen Gesicht von einem röthlichen Scheine umgeben war und der zu mir sagte: Ist Antonie nicht mehr hier? — Antonie hieß, so viel ich weiß, meine Vorgängerin. Als ich diese Stimme hörte, welche die des Herr Ti-

quet zu sein schien, sehe ich mir den Mann genauer an, und erkenne den seligen Herren! Ich bekam einen ungeheuren Schreck und lief fort; Kaspar hatte den Herren auch erkannt und eilte mit lautem Geschrei in den Hof, nachdem er die Küchenthür verschlossen hatte, und ich bin hierher geeilt, um es Madame zu sagen."

Es war leichter anzunehmen, daß Tiquet nicht ermordet worden war, als daß er als Geist wieder erschien. Doucet blieb also bei dem ersten Gedanken stehen, und übersah auf der Stelle die ungeheure Gefahr, die ihn bedrohte. Er führte daher die Parlamentsräthin in ein Nebenzimmer und sagte zu ihr: „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Herr Tiquet nicht todt ist. Welche Bewandniß es damit hat, weiß ich nicht, aber Sie werden die ganze Gefahr unsrer Lage einsehen, und daß es jetzt darauf ankommt, den Kopf nicht zu verlieren und Festigkeit zu zeigen."

„Aber welches Mittel haben Sie, uns zu retten?" fragte Madame Tiquet in höchster Angst.

„Es ist ganz einfach. Ganz Paris weiß, daß Herr Tiquet gestorben ist, ganz Paris hat sein Begräbniß gesehen; es ist also klar, daß Derjenige, welcher heute in seiner Gestalt erscheint, ein Betrüger sein muß, und Sie brau-

chen dies nur mit Festigkeit zu behaupten, so wird man es glauben."

„Nein, soviel Kraft werde ich niemals haben, als zu einer solchen Lüge gehört," erwiederte Madame Tiquet; „lieber will ich Alles gestehen!"

„Aber bedenken Sie doch, daß für Sie und für mich hierbei das Leben auf dem Spiele steht, und daß man, wenn ich auch alle Schuld auf mich nehme, Sie doch für meine Theilnehmerin an dem Geschehenen halten wird; dagegen sind wir gerettet, wenn Sie mich unterstützen. Aber Sie müssen Sich entschließen, denn die Augenblicke sind kostbar."

„Ach!" rief die unglückliche Frau, welche durch die Furcht vor dem Tode dem Einflusse, den dieser Mensch, wie ihr böser Genius, von jeher auf sie ausgeübt hatte, zugänglich wurde, „schon der Gedanke Tiquet wiederzusehen, erfüllt mich mit Angst; wie kann ich Ihnen also hierbei etwas nützen?"

„Sie haben gar nicht nöthig, mit ihm zusammenzukommen. Im Gegentheil halte ich es für gut, wenn Sie sogleich das Haus verlassen und sich zu einer Freundin begeben, von wo aus Sie die Nachricht von dem was hier geschehen ist, verbreiten. Ich verlange nichts von Ihnen, als daß Sie Sich über den ver-

wegenen Betrug empört zeigen, mit dem man Sie hintergehen will. Wenn Sie mit Festigkeit bei der Behauptung bleiben und Sich in keinem Fall widersprechen, dann haben wir zuverlässig nichts zu fürchten und entgehen dieser Gefahr."

In Doucets Vorschlage war nur Eins gewesen, was die Parlamentsräthin geängstigt hatte, nämlich die Furcht vor einer Zusammenkunft mit ihrem Manne, und deshalb nahm sie den Rath, ihr Haus zu verlassen und sich zu einer Freundin zu begeben, sogleich und bereitwillig an. Doucet begleitete sie zu Frau von Turgis und wiederholte ihr unterwegs seine Instructionen, welche darin bestanden, den Zurückgekommenen für einen jener verwegenen Intriganten zu erklären, von denen die Geschichte schon Beispiele aufgeführt hat, daß sie eine zufällige Aehnlichkeit benutzen, um sich eine Stellung anzueignen, die ihnen nicht gehört. Wie sehr es der armen Frau auch widerstrebte, eine solche Rolle zu spielen, so wußte er sie doch so zu ängstigen, indem er ihr vom Galgen, von der Folter und von allen den Gefahren vorredete, von denen sie bedroht wurden, daß sie endlich versprach, ihm auch in diesem letzten Kampfe beizustehen, obgleich sie durch ihr Schwanken und ihre Unruhe bewies, daß er

von ihr nur eine ganz negative Hülfe zu erwarten hatte, auf die er wenig bauen konnte. Er dachte aber für den Augenblick nur an das Nothwendigste und hoffte sie später in ihrem Entschlusse zu befestigen; er begnügte sich daher mit diesem Versprechen einer Neutralität, und war nun wieder auf dem Wege zu einem neuen Verbrechen, obgleich er noch an dem nämlichen Morgen so aufrichtig versichert hatte, sich bessern zu wollen.

Das Erste was er that, war, zu dem Polizeicommissair des Viertels zu gehen, und ihm den Vorfall in seinem Sinne vorzutragen.

Der Commissair, welcher Tiquet gekannt und ihm vor einigen Stunden mit eigenen Augen hätte begraben sehen, zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit von Doucets Erzählung. Er warf sich sogleich in seine Amtskleidung, befahl seinem Schreiber, zwei Mann von der Marechaussee zu holen und machte sich dann mit Doucet auf den Weg.

23.

Als Doucet und der Commissair an das Tiquetsche Haus kamen, fanden sie den Eingang von einer Menge Menschen versperrt, denn das Gerücht von dem Erscheinen des todten Parlamentsraths hatte sich rasch in der Umgegend verbreitet und Jeder eilte herbei, um über das sonderbare Ereigniß Erkundigungen einzuziehen. Beim Erblicken des Polizeicommissairs machte die Menge Platz, so daß er in den Hof gelangen konnte, wo Tiquet auf der Vortreppe ein eifriges Gespräch mit den Anwesenden führte, die ihn schon längst für keinen Geist mehr hielten und mit der größten Verwunderung die Erzählung der Schändlichkeiten anhörten, deren Opfer er geworden zu sein versicherte. Nachdem der Commissair alle Zuschauer aus dem Hause hatte entfernen und die Thüren hatte verschließen lassen, forderte er den Unbekannten auf, ihm und Doucet in ein Zimmer zu folgen um ihn zu vernehmen.

Aber ehe dieses Verhör begann, sagte Tiquet, dessen Identität wir wohl nicht mehr bezweifeln können, zu dem Polizeicommissair:

„Ich freue mich sehr, Herr Pellegrin, Sie hier zu sehen.“

„Sie kennen also meinen Namen?“ erwiederte der Commissair; „nun, wir wollen sehen, ob Sie mir auch den Ihrigen nennen werden.“

„Ob ich Ihnen meinen Namen nennen werde? Allerdings, lieber Commissair, sowohl Ihnen als jedem Andren. Ich heiße Serge Tiquet, bin Rath bei dem Parlament von Paris, und fordre Sie auf, meine Klage gegen diesen Bösewicht hier anzunehmen, der in meinem Dienste war und einen Mordversuch gegegen mich unternommen hat.“

„Meine Pflicht ist,“ erwiederte der Commissair, „jede Klage anzunehmen, die mir vorgetragen wird; aber in Bezug auf die Ihrige habe ich schon vorher die Anzeige einer liebenswürdigen Dame erhalten, welche behauptet, daß Sie ein frecher Betrüger sind, der in dieses Haus kommt, um sich den Namen und Stand ihres Mannes anzumaßen. Da nun aber dieser ihr Mann, wie wir Alle wissen, vor vier Tagen in seinem Bett gestorben und diesen Morgen in eigener Person in Saint-Andre des-Arcs begraben worden ist, so haben wir allen Grund, an die Wahrheit der Anzeige zu glauben, die wir gegen Sie erhalten haben, und wir müssen Sie daher ersuchen, uns ohne Weiteres ins Gefängniß zu folgen.“

„Wäre es möglich," rief Tiquet, „daß Sie Sich von einer solchen Fabel täuschen lassen?"

„Es würde Ihnen allerdings wohl lieber sein, wenn wir Ihrem Romane Glauben schenkten; aber er hat leider nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich. Also kommen Sie mit mir, ohne uns mit langen Erklärungen aufzuhalten."

„Aber das ist ein abscheuliches Komplott! ich protestire dagegen!"

„Protestiren Sie nach Belieben morgen vor dem Criminalrichter, jetzt aber kommen Sie!"

„Verfluchter Betrüger!" rief der unglückliche Parlamentsrath, indem er über Doucet herfallen wollte, „Du sollst mir alle Deine Schändlichkeiten bezahlen!"

„Auflehnung?" sagte der Commissair, zwischen den Herrn und den Diener tretend. „Rufen Sie meine Leute, welche gekommen sein müssen."

Doucet beeilte sich, diesen Befehl auszuführen, und zwei Soldaten der Marechaussee traten ein, um dem Gesetz und der Justiz beizustehen.

„Noch einmal, Herr Commissair," sagte Tiquet mit feierlicher Stimme, „überlegen Sie wohl, was Sie thun; Sie beleidigen in mir

eine Magistratsperson, denn ich versichere Ihnen nochmals, daß ich Tiquet heiße und Rath beim Parlament bin."

„Wer begraben ist, ist todt!" sagte der Commissair; „wären Sie Herr Tiquet, so wären Sie jetzt todt; da Sie aber leben, so beweisen Sie selbst, daß Sie ein Betrüger sind, und nehmen Ihren Worten allen Glauben. Also fort, ohne weitere Widerrede!"

„Freunde," sagte Tiquet zu den Soldaten, „ich nehme Euch zu Zeugen der Gewalt, die mir in meinem eigenen Hause angethan wird. Es muß sich bald Alles aufklären, und dann wehe Dir, Doucet! wehe Deiner Helfershelferin! Sie aber, Herr Commissair, werden, wie ich hoffe, bald mehr von mir hören."

Dann verließ er mit der Wache das Zimmer, um in die Gefängnisse des Chatelet gebracht zu werden.

„Aber das ist nicht zu läugnen," sagte der Commissair, als er ihn fortgehen sah, „daß er viel Aehnlichkeit mit Tiquet hat."

„Worauf könnte er auch seine freche Lüge gründen, wenn dies nicht der Fall wäre," erwiederte Doucet.

„Uebrigens kann ein geübtes Auge, wie das meinige, sich nicht täuschen," sagte der Commissair. „Herr Tiquet hatte ein viel fei-

neres und anständigeres Benehmen; er hatte graueres und viel dichteres Haar, und der untere Theil des Gesichts ist ganz anders."

Man kann sich denken, daß Doucet ihm mit keinem Worte widersprach. Sie trennten sich hierauf, der Commissair, um seinen Bericht aufzusetzen, und Doucet, um darüber nachzudenken, wie er sich ferner in dem schwierigen Kampfe zu benehmen habe, in welchem er den ersten Sieg erfochten hatte.

24.

Da das gerichtliche Verfahren, welches in Folge dieses Vorfalls einzuleiten war, die Wittwe und das Andenken eines Mitgliedes des Pariser Parlaments betraf, so verfuhr man dabei mit einigem Eifer, und schon am folgenden Morgen ließ der Criminalleutnant den Verhafteten vor sich kommen, um ihn einem ausführlichen Verhöre zu unterwerfen.

Die ersten Antworten des Parlamentsraths enthielten heftige Ausfälle gegen Doucet und seine Gattin, welche Letztere er der Theilnahme an dem gegen ihn beabsichtigten Morde beschul-

digte. Er erzählte dann seine Abreise von Paris, seine Absicht, Madame Tiquet zu überraschen und wie er an der Ausführung derselben durch Doucets Mordversuch gehindert worden war.

Bis dahin war in seiner Aussage Alles in Ordnung; als er aber über die spätere Zeit nach der Mordscene Rede und Antwort geben sollte, zeigte sich eine große Lücke, die er nicht auszufüllen vermochte. Alles was er zu sagen wußte, war, daß er von dem Schlage, den ihm Doucet beigebracht hatte, betäubt und wahrscheinlich seines Verstandes beraubt worden war, und daß er später, nachdem er wieder völlig zur Besinnung gekommen, sich in Bicètre eingeschlossen gesehen hatte, wo er durch die bei ihm angewendeten gewöhnlichen Mittel zur Heilung des Wahnsinns viel hatte leiden müssen.

„Je mehr ich versicherte, wer ich war, und daß ich bei völligem Verstande sei," fuhr er fort, „desto nachdrücklicher behandelte man mich wie einen Wahnsinnigen, bis es mir endlich gelang, die Aufmerksamkeit meiner Wächter zu täuschen und aus der Anstalt zu entfliehen. Ich komme nach Paris und erreiche mein Haus; als ich es aber betreten wollte, sehe ich, daß die Thür schwarz verhängt ist. Ich frage

einen Vorübergehenden, ob er nicht wisse, wer in diesem Hause gestorben sei, und er nennt mir meinen eigenen Namen. Diese Antwort erschreckte mich, denn sie ließ mich einen Augenblick glauben, daß meine Henker in Bicêtre Recht gehabt hätten, und daß ich nicht bei so gesundem Verstande sei, als ich es behauptete. Ich entschloß mich daher, mich vorläufig noch nicht zu zeigen, und ging zu einem Weinhändler in der Nähe, der mir mein Ableben bestätigte. Von seiner Stube aus sah ich mein prachtvolles Leichenbegängniß vorüberziehen. Ich folgte ihm und wohnte in einem Winkel der Kirche dem Gottesdienste und meiner Leichenrede bei. Durch genaueres Nachdenken kam ich auf die Idee, daß ein verwegener Betrüger während meiner Abwesenheit meinen Titel und Namen usurpirt haben könnte; um aber gewiß zu gehen, schleiche ich mich heimlich in mein Haus, steige eine kleine Hintertreppe hinauf und trete in mein Kabinet, wo ich meinen Mörder finde, der bei meinem Anblicke entflieht. Hierauf gehe ich in die Küche, aber die Dienstleute, welche mich wahrscheinlich für einen Geist halten, ergreifen ebenfalls nach allen Seiten die Flucht. Ich gehe in das Zimmer meiner Frau, finde sie aber nicht; ich steige daher wieder in den Hof hinunter, wo

ich schon mehrere Nachbarn versammelt finde, und während ich diese um ihren Beistand gegen den schändlichen Betrug bitte, den man mir gespielt hat, kommt mein Mörder mit dem Polizeicommissar Pellegrim, der mich für einen Betrüger erklärt und ins Gefängniß schleppen läßt. Nach diesen Erklärungen glaube ich, lieber Herr Kollege, daß Sie keinen Anstand nehmen werden, mich in Freiheit zu setzen, und zugleich bitte ich um nachdrückliche Bestrafung der Verbrecher, die ich Ihnen bezeichnet habe, und die, außer einem Mordversuch, einen Personenbetrug der frechsten Art begangen zu haben scheinen."

Die Wahrheit zu sagen, war die Frage nicht so einfach, als Tiquet sie darstellte, oder vielmehr, sie wahr sehr leicht zu entscheiden, aber in einem ganz anderen Sinne als dieser hoffte. Kann ein Richter, der die Ueberzeugung hat, daß Tiquet gestorben war und ruhig im Grabe lag, wohl an seine Auferstehung glauben, weil ein Mensch, der ihm ähnlich sieht, versichert, daß er noch am Leben sei? Gewiß nicht; er wird ebenso, wei der Polizeicommissair Pellegrim, zu glauben geneigt sein, daß er einen Betrüger vor sich habe, und gegen seine Reden und Versicherungen Mißtrauen hegen. Aber wenn dieser Prätendent, anstatt glaub-

hafte Beweise seiner Identität beizubringen, selbst sagt, daß er aus dem Tollhause entsprungen ist, dann müssen diese Aussagen selbst den scharfsinnigsten und unparteiischesten Richter zu der Vermuthung führen, daß ein Wahnsinniger vor ihm steht, der die fixe Idee hat, Herr Tiquet zu sein, weil er vielleicht wegen seiner Aehnlichkeit mit ihm zuweilen für den Parlamentsrath gehalten worden ist.

Was thut man aber mit einem Wahnsinnigen, der aus dem Irrenhause entflohen ist? Man schickt ihn dahin zurück. Zum Lobe des Herrn Criminalleutnants, der nicht, wie viele Andere, mit der Freiheit der Unterthanen des Königs spielte, müssen wir jedoch sagen, daß er diesen Beschluß nicht faßte, bevor er sich nicht einige Gewißheit verschafft hatte. Er ließ einen der Beamten von Bicêtre kommen, und dieser versicherte, daß der ihm vorgestellte Mann wirklich aus der Anstalt entsprungen sei. Er fragte den Beamten, ob der Unglückliche seines Verstandes beraubt sei, und auch dies wurde bejaht. Was konnte er also thun? Trotz aller seiner Betheuerungen wurde daher der arme Tiquet wieder nach Bicêtre gebracht, und so blieb Doucet fast ohne Schwertstreich Sieger.

25.

Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß einer unsrer alten Bekannten, der Chevalier von Saint=Thomas, nach Flandern gegangen war, um Lorbeeren zu sammeln. Als er seine Ernte gehalten hatte, kam er nach Paris zurück, wo ihm sehr bald die Ereignisse erzählt wurden, die wir mitgetheilt haben, und die das Publikum einen Augenblick beschäftigt hatten.

Er war besser als der Criminalleutnant im Stande, die Wahrheit an den Tag zu bringen, indem ihm die Umstände genau bekannt waren, und außerdem wurde seine Scharfsichtigkeit noch durch den Wunsch, sich für Doucets Unverschämtheit zu rächen, bedeutend vermehrt.

Schon als er Tiquets erste Zurückkunft erfuhr, die ihm so unglaublich schien, hatte er irgend eine geschickte List vermuthet, die er sich zwar nicht zu erklären vermochte, der er aber bis aufs Aeußerste nachgeforscht haben würde, hätte er nicht so schnell zur Armee abreisen müssen. Die Gerüchte von den während seiner Abwesenheit eingetretenen seltsamen Ereignissen weckten von neuem den Wunsch in ihm, dieser merkwürdigen Sache auf den Grund zu kom=

men, von der er seit so langer Zeit unterrichtet war, ohne sie doch durchschauen zu können.

Das Erste, woran er natürlich dachte, war, nach Bicêtre zu gehen und den Tiquet zu besuchen, der, was auch mit seinen eigenen Beobachtungen übereinstimmte, von Doucet ermordet worden sein sollte. Nach einigen Schwierigkeiten wurde er zu ihm gelassen und hatte ein langes Gespräch mit ihm.

Da er ihn bei vollem Verstande fand, ließ er sich von ihm alle Umstände erzählen bis zu dem Zeitpunkte, wo Tiquet selbst gestand, daß seine Erinnerung aufhörte. Jetzt aber kam ihm der Mousquetair zu Hülfe, und er erfuhr von diesem, daß er, nachdem er ermordet worden, auf dem Gottesacker von Saint-Medard begraben worden war, in dessen Nähe Tiquet sich erinnerte, den Schlag erhalten zu haben. So wenig dies im Ganzen auch war, so wurde dadurch doch ein Theil der Lücke ausgefüllt, welche zwischen dem Augenblicke, wo der Parlamentsrath die Besinnung verloren und dem, wo er sich im Irrenhause wiedererkannt hatte, stattfand.

Um sich weitere Aufklärung zu verschaffen, fragte Saint-Thomas den Director der Anstalt, nachdem er ihm seine Entdeckungen und

seinen Verdacht mitgetheilt hatte, auf welche Weise Tiquet nach Bicêtre gekommen war.

Der Director antwortete darauf, daß er ihn von einem Studenten der Medizin erhalten, der ihm erzählt habe, der arme Mann habe den Verstand in Folge der Trepanirung verloren, der er habe unterworfen werden müssen.

Diese Nachricht war für Saint-Thomas ein Lichtstrahl. Er erinnerte sich, daß ihm die Haushälterin des Pfarrers von Saint-Medard erzählt hatte, daß die Studenten der Medizin während der Nacht zuweilen Leichname vom Gottesacker holten, und er zweifelte nicht mehr, daß dies auch mit Tiquet geschehen sei. Nachdem Saint-Thomas durch die herbeikommende Patrouille zur Flucht gezwungen worden, hatte wahrscheinlich ein solcher angehender Arzt Tiquets Körper gestohlen, der nicht einmal mit Erde bedeckt war, und ihm daher um so leichter zur Beute wurde. Als er seinen Fund hatte seciren wollen, hatte der Studend wahrscheinlich noch Lebenszeichen an ihm bemerkt, und da er eine schwere Kopfverletzung gefunden, ihn trepanirt. Diese, durch eine wenig geübte Hand ausgeführte Operation, hatte eine tiefe Störung in der Verstandesregion hervorgebracht, was nicht selten geschieht, selbst wenn die Operation sehr geschickt ausgeführt wird, und

um sich dann von dem Wahnsinnigen zu befreien, hatte ihn der Student nach Bicêtre gebracht.

Diese Erklärung, welche Tiquet mitgetheilt wurde, erschien diesem sehr wahrscheinlich, und er beschwor den Mousquetair, seine Nachforschungen fortzusetzen, um die Wahrheit, welche sich schon zeigte, völlig an den Tag zu bringen. Aber es war gar nicht nöthig, den Chevalier aufzufordern; er wurde von der heißesten Leidenschaft, der Rache, angetrieben, und er kehrte nach Paris zurück, nachdem er dem unglücklichen Gefangenen die Versicherung gegeben hatte, daß er Nachricht von ihm erhalten solle.

Saint-Thomas ging sogleich zu einem berühmten Advokaten, dem er die Sachen mit allen Nebenumständen erzählte. Dieser fand in dem wirklich höchst romantischen Ereignisse Veranlassung, eine Denkschrift zu veröffentlichen, die großes Aufsehen machen mußte, und versprach, sich sogleich und mit der größten Thätigkeit mit der Abfassung derselben zu beschäftigen.

Inzwischen gab sich Saint-Thomas alle mögliche Mühe, den jungen Mann ausfindig zu machen, der den Parlamentsrath dem Orte entzogen hatte, wo Doucet ihn für die Ewigkeit verwahrt zu haben glaubte; da er aber nicht die geringste Nachweisung über ihn er-

halten hatte, so war es ihm nicht möglich, diesen Zeugen aufzufinden, dessen Aussage doch so entscheidend gewesen sein würde.

Währenddem wurde das Memoire gedruckt und ins Publikum gebracht, wo die in demselben erzählten wunderbaren Ereignisse natürlich eine große Sensation machten.

Die Wirkung dieser Veröffentlichung war von der Art, daß die Justiz nicht umhin konnte, Notiz davon zu nehmen, und Tiquet wurde von neuem vor den Criminalleutnant gestellt, der seine und des Chevalier von Saint-Thomas Aussage zu Protokoll nehmen ließ.

Ein andrer Zeuge, wenn auch von geringerer Wichtigkeit, unterstützte diese Aussagen, nämlich das Kammermädchen, welche Doucet, wie man sich erinnern wird, aus dem Dienste der Parlamentsräthin entfernt und bei dieser Gelegenheit übel behandelt hatte. Diese Person, die ihm sein Benehmen gegen sie nicht vergessen hatte, sagte aus, daß Herr Tiquet ihr seine Absicht mitgetheilt habe, am Abend nach seiner Abreise zurückzukommen, und fügte hinzu, daß sie sehr erstaunt gewesen sei, Doucet allein ankommen zu sehen.

Es fehlte allerdings noch viel, bis die Wahrheit entdeckt wurde, besonders da ein andrer Advokat in Doucets und der Parlaments-

räthin Auftrage die Denkschrift seines Kollegen beantwortete und sich bemühte, die Dunkelheit wieder herzustellen, welche dieser zum Theil aufgehellt hatte. Indessen hatten sich so viele Indicien gezeigt, daß der Criminalleutnant, vor dem die Sache gesichert wurde, eine sehr wichtige Formalität anordnete, nämlich die Confrontation der Parlamentsräthin mit dem, welcher sich ihren Gatten nannte.

Diese Confrontation gravirte sie sehr. Sie hatte durchaus keinen inneren Trieb bei ihrer Lüge zu beharren, und ihr Gewissen machte ihr im Gegentheil Vorwürfe darüber, die ihr keinen Augenblick Ruhe ließen; sie zeigte daher eine auffallende Verwirrung, stammelte einige Worte und sank in Ohnmacht, so daß sie den nachtheiligsten Auslegungen und dem schlimmsten Verdachte freies Spiel gab.

Als auch Doucet confrontirt wurde, benahm er sich nicht viel besser. Seine Erklärungen waren dunkel und verwickelt, er widersprach sich mehrere Male, sein Glück schien ihn verlassen zu haben.

In dieser Lage wurde die Sache an's Châtelet abgegeben, wo sie die Richter in nicht geringe Verlegenheit setzte, und in der Hoffnung, etwas mehr Aufklärung zu erhalten, ordneten sie eine Nachuntersuchung an. Tiquet

wurde von Aerzten untersucht, um den Zustand seines Geistes festzustellen, welcher für vollkommen gesund erklärt wurde. Es wurden öffentliche Bekanntmachungen erlassen, um Den, der ihn aus dem Grabe genommen hatte, auszumitteln; es wurden neue Zeugen vernommen und überhaupt nichts unterlassen, um die Wahrheit zu erforschen, aber diese blieb fortwährend in einen dichten Nebel gehüllt.

Indessen trat ganz unerwartet ein Zeuge auf, welcher der Sache ein ganz neues Ansehen gab.

Wie wir schon gesagt haben, war Romainville an ein sehr böses Weib verheirathet, welche das Unglück seines Lebens war. Nachdem ihr Mann sie verlassen, hatte sie sich aufgemacht, ihn aufzusuchen, und war seit einiger Zeit in Paris, wo sie den Treulosen zu finden glaubte. Da in Folge des merkwürdigen Prozesses sehr viel von Tiquet gesprochen wurde, so war er zum Gegenstande einer Spekulation geworden, welche auch in unsren Zeiten Mode ist; man hatte sein Bildniß in Kupfer stechen lassen und dieses war bei allen Buch- und Bilderhändlern der Stadt ausgehängt. Ueberdies war es, was in solchen Fällen selten ist, sehr gut getroffen. Romainville's Frau sah zufällig ein solches Bild, und brach sogleich in ein Freu-

dengeschrei aus, daß dies Niemand anders als ihr Mann sei. Sehr bald wurde der Criminalleutnant von dieser Erkennungsscene benachrichtiget und er ließ daher die Wittwe Romainville vor sich bringen.

Da diese bei ihrer Behauptung beharrte, so wurde ihr Tiquet vorgestellt, den sie vollkommen zu erkennen versicherte, indem sie ihn zugleich mit Vorwürfen überschüttete, daß er sie verlassen habe.

Der unglückliche Parlamentsrath suchte sich natürlich dieser Megäre zu entledigen, indem er versicherte, sie nie gesehen zu haben; allein durch diese Verleugnung kam das Weib nur noch mehr in Wuth und brach in Schimpfwörter und Verwünschungen gegen den Ungetreuen und Pflichtvergessenen aus.

Der Ausdruck der aufrichtigsten Ueberzeugung, mit welchem dieses Weib ihre Erklärungen und Behauptungen vorbrachte, mußte natürlich einen tiefen Eindruck auf die Richter machen; man ließ auch auf Verlangen der Frau mehrere Zeugen aus Montlhery kommen, welche aufs Gerathewohl aus den Bewohnern gewählt wurden, und die sämmtlich, ohne zu zögern, Tiquet als den Bettler erkannten, den sie täglich auf der Landstraße gesehen hatten. Dieser letzte Beweis gab den Ausschlag, und durch

ein Urtheil des Châtelet wurde der Parlamentsrath unter dem Namen Romainville verurtheilt: „zur Strafe für seinen Betrug, falsche „Angaben, Anmaßung eines fremden Namens, „versuchten Ehebruchs, Gewaltthat, Gottes„lästerung 2c. 2c. vor der Kirche Notredame öf„fentliche Abbitte zu thun und auf den Knien, „im Hemde, mit bloßem Kopfe und Füßen, den „Strick um den Hals und eine brennende „Wachskerze in der Hand, Gott, den König, „die Justiz und Dame Angelika Nicole Carlier, „Wittwe des Herrn Tiquet, um Verzeihung zu „bitten, worauf der genannte Romainville den „Händen des Nachrichters zu übergeben, um „an einen Galgen aufgehängt, erwürgt und „sein Körper verbrannt zu werden.“

Natürlich wurde gegen dieses Urtheil an das Parlament appellirt, und bei diesem zweiten Verfahren, versuchte Romainville's Weib, welche ihren Mann wiederhaben, nicht aber ihn hängen lassen wollte, zu widerrufen. Allein dem Parlament war zu viel daran gelegen, die Sachen in dem Zustande zu lassen, in welchem sie sich befanden, als daß es sich so leicht zu einer Abänderung des Urtheils entschlossen hätte. Dieser hohe Gerichtshof hätte sich zu lächerlich gemacht, wenn er anerkannt hätte, daß er sich durch einen unbekannten Betrüger hatte so weit hintergehen lassen, um ihm Sitz und Stimme in seinem Schoße zu gewähren. Wenn das Gericht auch nicht direct durch diese Furcht, sich lächerlich zu machen, veranlaßt wurde, das erste Urtheil zu

bestätigen, so war doch jedes Mitglied unwillkürlich geneigt, den Betrug zu begünstigen und den Angeklagten nicht für Den zu erkennen, der zu sein er versicherte, und da so viele Gründe für diese Vermuthung vorhanden waren, so war es ganz natürlich, daß die Richter sich derselben zuneigten.

Ueberdies wurde während des Prozeßganges die Anklage gegen den Unglücklichen noch durch seine beiden Neffen bestätigt, welche auf die erhaltene Nachricht von seinem Tode nach Paris gekommen waren, um ihre Erbschaft in Empfang zu nehmen. Sie wurden ebenfalls confrontirt, da ihnen aber mehr daran gelegen war zu erben, als mit leeren Händen wieder nach Hause gehen zu müssen, so waren sie natürlich mehr geneigt, der Meinung beizutreten, welche den Todesfall bestätigte, durch den sie in den Besitz des Vermögens ihres Oheims kamen. Sie erklärten daher, daß sie Den, welcher ihn vorgestellt wurde, nicht für den Parlamentsrath hielten, und dieser letzte Beweis bestimmte das Parlament, das Urtheil in allen seinen Theilen zu bestätigen. Der unglückliche Tiquet sollte daher das Opfer eines unerhörten Zusammentreffens widriger Umstände werden, und in der That, nur von Gott konnte er noch Gerechtigkeit und Gnade erwarten.

So schwer aber auch die Hand des Schicksals auf dem Verurtheilten lastete, für den jede Hoffnung verschwunden zu sein schien, so war er doch noch nicht der Unglücklichste von den in dieses entsetzliche Drama verwickelten Per-

sonen. Noch viel mehr zu beklagen war seine Gattin, welche sich in diesem Augenblick in der verzweiflungsvollsten Lage befand.

Durch einen einzigen Fehltritt war sie in ein Labyrinth von Schändlichkeiten und Verbrechen geworfen worden, zu deren passiven Theilnehmerin sie sich, von immer wiederkehrenden Gefahren gedrängt, hatte hergeben müssen, und jetzt wird sie durch ihr Stillschweigen, welches sie nicht brechen kann, ohne sich selbst ins Unglück zu stürzen, zum Werkzeug einer himmelschreienden Ungerechtigkeit und gewissermaßen zum Henker ihres Gatten!

Unter den fürchterlichsten Gewissensqualen wurde die Unglückliche von Allem was moralisches Gefühl in ihr war, aufgefordert, die Unschuld ihres Gatten ans Licht zu bringen; aber die Furcht vor den Strafen, denen sie sich durch ihr Geständniß aussetzte, benahm ihr den Muth, diese gebieterische Pflicht zu erfüllen.

Indessen rückte die Todesstunde des Verurtheilten heran, denn am folgenden Morgen sollte seine Hinrichtung stattfinden.

Am Abende vor diesem traurigen Tage hatte Madame Tiquet ein langes Gespräch mit Doucet, in welchem dieser sich bemühte, sie in ihrem Entschlusse, den er mit Schrecken durch die Stimme ihres Gewissens wankend gemacht sah, zu befestigen. Aber der gewandte Sophist hatte sie wieder verlassen, ohne mit allen seinen Gründen und Vorstellungen diesen Zweck vollkommen erreicht zu haben, als ihr gemeldet wurde, daß ein Karthäusermönch dringend

wünsche, mit ihr zu sprechen, indem er ihr Dinge von höchster Wichtigkeit mitzutheilen habe.

In der Stimmung, in welcher die arme Frau sich befand, konnte ihr dieser gräßliche Besuch nur erwünscht sein, denn in ihrem unendlichen Leiden konnte sie vielmehr vom Himmel als von der Erde einige Erleichterung hoffen. Sie befahl also, den Mönch einzulassen und erwartete mit gespannter Neugierde die Mittheilungen, die er ihr zu machen hatte.

Der Eintretende war ein noch junger, schöner Mann, obgleich die Blüthe seiner Jugend unter den strengen Büßungen verwelkt zu sein schien; sein bleiches Gesicht und das weite weiße Gewand, in das er gehüllt war, gaben ihm fast das Ansehen eines Geistes, wodurch sein Erscheinen noch feierlicher und ergreifender wurde.

Nachdem Madame Tiquet ihn zum Sitzen aufgefordert hatte, schien er sich einen Augenblick zu sammeln, und sprach dann mit ernster Stimme, welche aber von einer gewissen Bewegung nicht ganz frei war:

„Ich komme Madame, um bei Ihnen eine Pflicht zu erfüllen, wegen der hohen Wichtigkeit meine Oberen, denen ich mich eröffnet habe, von der Strenge unsrer Ordensregel abgewichen sind und mir erlaubt haben, auf einige Minuten das Kloster zu verlassen."

Schon bei den ersten Worten, welche der Mönch sprach, hatte der Ton seiner Stimme die ganze Aufmerksamkeit der Parlamentsräthin rege gemacht; die verschiedenartigsten Erinne-

rungen erwachten in ihrem Geiste; sie stand rasch auf und ohne an das Unschickliche eines solchen Verfahrens zu denken, nahm sie ein Licht und beleuchtete damit das Gesicht des Mönchs, dessen Züge sie bis jetzt noch nicht hatte unterscheiben können. Aber kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, so ließ sie das Licht fallen und sank mit dem Schrei: „Montgeorge!“ fast ohnmächtig auf einen Stuhl.

Es war in der That Montgeorge, der durch die Tonsur, die Klosterkleidung und die Veränderungen, welche Fasten und Büßungen in seinen Zügen hervorgebracht hatten, selbst für die Augen der Geliebten fast unkenntlich geworden war.

Als er sah, daß Madame Tiquet fast besinnungslos niedersank, sprang er auf, um ihr beizustehen, allein es war nicht nöthig, ihre Kräfte kehrten schon wieder zurück und sie sagte mit bebender Stimme: „Was haben Sie mir zu sagen? ich bin bereit, Sie anzuhören.“

Montgeorge nahm seinen Sitz wieder ein, und nach einer kurzen Pause, als wollte er seiner ehemaligen Geliebten Zeit lassen, sich völlig zu erholen, erwiederte er: „Ich habe Ihnen zunächst einige Erklärungen über die Lage zu geben, in welcher Sie mich sehen, nicht weil ich glaube, daß die Vergangenheit eine solche Erklärung zwischen uns nöthig macht, sondern weil der Erfolg des Schrittes, zu dem ich mich heute entschlossen habe, von dem Einflusse abhängen kann, den ein heilsames Beispiel vielleicht auf Sie ausüben wird. An dem

Tage, an welchem ich Sie zum ersten Male sah, wurde mein Herz durch eine fürchterliche Nachricht von einer leicht zu begreifenden Unruhe ergriffen. Ich wußte nicht, sollte ich Sie für strafbar oder für schuldlos halten; aber wäre ich auch darüber nicht in Zweifel gewesen, so sah ich doch die Gefahr, von welcher meine Ehre durch die entsetzliche Verwickelung, in die Sie Sich gestürzt hatten, bedroht wurde, in ihrer ganzen Größe ein."

„Ich weiß allerdings," erwiederte die Parlamentsräthin mit einem Anfluge von Bitterkeit, „daß Ihre Ehre Ihnen immer außerordentlich am Herzen lag, und daß die Sorge dafür vielleicht die einzige Leidenschaft Ihres Lebens war.

„Aber etwas, daß sie nicht wissen, Madame, ist, daß zu der Zeit, als ich durch die von der Vorsehung herbeigeführte Entdeckung dieses Geheimnisses geprüft wurde, ein tiefer Abscheu vor der Welt mich zu ergreifen begann. Mein Gewissen machte mir heftige Vorwürfe wegen des Mordes, den ich an dem in Charenton verlebten Tage zu begehen gezwungen worden war, und von diesem Augenblicke an hatte ich über die Erbärmlichkeit der Vergnügungen dieser Welt und über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, dessen Faden ein Degenstoß nach einer Orgie plötzlich zerschneiden kann, die ernstesten Betrachtungen angestellt. Ein einziges Gefühl kämpfte noch in mir und hielt mich auf dem Irrwege zurück, den ich bis jetzt verfolgt hatte; aber die schmerzlichen Mittheilungen, die ich von Ihnen erhielt, zerrissen auch dieses letzte

Band. Mein erster Gedanke war dann, sowie ich es Ihnen schrieb, Frankreich zu verlassen; aber ein geistlicher Freund, mit dem ich mich schon mehrere Male über die sich in mir entwickelnden Neigungen unterhalten hatte, wußte die traurige Lage, in der ich mich befand, zum Heil meiner Seele zu benutzen. Er brachte mich zuerst zu dem Entschluß, eine ehebrecherische Verbindung, von deren Sündhaftigkeit er mich überzeugte, in keinem Fall wieder anzuknüpfen, und zu gleicher Zeit wirkte die göttliche Gnade in mir, und ich sah in dem klösterlichen Leben den Hafen, der allein mir Schutz gewähren konnte. Ich trat als Novize in den Karthäuserorden, und wenn ich hier auch nicht das vollkommene Glück fand, welches diese Welt mir gewähren kann, so wurde mir doch die Ruhe des Gewissens zu Theil und die Hoffnung, daß ich dereinst Verzeihung für die Sünden meiner Jugend erhalten werde. Deshalb, Madame, sehen Sie mich in dieser Kleidung, welche Ihnen einiges Erstaunen zu verursachen schien."

„Ich freue mich zu erfahren, Herr von Montgeorge, daß Sie einen Weg eingeschlagen haben, der Sie glücklich macht; aber Sie sagten, Sie hätten mir eine Mittheilung zu machen, die mich persönlich angeht, und ich wünsche sehnlichst zu wissen, was Sie bestimmt hat, Sich mir noch einmal zu nahen."

„Der Prozeß, welcher zwischen Ihnen und einem Manne schwebt, der sich für Ihren Gatten ausgiebt, hat ein solches Aufsehen gemacht,

daß das Gerücht davon mir selbst zwischen den Mauern meines Klosters zu Ohren gekommen ist, wo ich täglich die wärmsten Gebete für Ihr Glück zum Himmel sandte. Die Kenntniß, die ich selbst von mehreren mit dieser Angelegenheit in Verbindung stehenden Thatsachen habe, weckte einen Zweifel in mir; ich fragte mich, ob die menschliche Justiz, welche so oft dem Irrthume unterworfen ist, ein gerechtes Urtheil gesprochen hat, und ob Der, den sie zu bestrafen im Begriff steht, wirklich der Verbrecher ist, den sie suchte."

Montgeorge hielt inne und schien zu erwarten, daß Madame Tiquet sprechen werde, um ihn zu widerlegen. Allein die Unglückliche schwieg und ihre niedergeschlagenen Augen schienen seinen Blick nicht ertragen zu können.

„Ihre Lage ist von der Art," fuhr er fort, „daß fast die ganze Verantwortlichkeit für das gesprochene Urtheil auf Sie fallen muß. Dieser Gedanke hat mich mehr gequält, als ich Ihnen zu beschreiben vermag, und als ich mit meinen Oberen darüber sprach, erklärten Sie es als eine Gewissenspflicht für mich, Ihnen die ganze Größe des Verbrechens zu zeigen, dessen Sie Sich schuldig machen würden, wenn Sie durch ein berechnetes Stillschweigen die Justiz einen Irrthum begehen ließen."

„Glauben Sie mir," erwiederte Madame Tiquet mit Lebhaftigkeit, daß diese traurigen Vorfälle auch mir schweren Kummer verursachen; aber hätten Sie mich nicht so schonungs-

los verlassen, so würde es nicht dahin gekommen sein, wohin es gekommen ist.“

„Ich weiß nicht, ob ich, selbst nach den Ansichten der Welt, mir wegen des Geschehenen große Vorwürfe zu machen habe; aber ich bin wenigstens überzeugt, daß ich nach den Gesetzen der Religion mir keine Pflichtverletzung habe zu Schulden kommen lassen. Aber jetzt,“ sagte er mit dem ernstesten und feierlichsten Ausdruck, „benutzen Sie die Warnung, die Sie von mir vernehmen, befragen Sie Ihr Gewissen, und bedenken Sie, ob Sie vor Gott und vor den Menschen die Gerechtigkeit des Urtheils behaupten können, welches die Richter gesprochen haben.“

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Aufforderung auf die unglückliche, schon von den Vorwürfen ihres Gewissens gefolterte Frau machen mußte. In ihrer Todesangst konnte sie einen Strom von Thränen nicht zurückhalten und indem sie das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, brach sie in die Worte aus: „Ach, ich bin ein unglückliches Geschöpf, welches von allen Seiten umstrickt ist, und dem kein menschliches Wesen die rettende Hand reichen will!“

„Sie irren Sich, Madame,“ erwiederte Montgeorge mit Innigkeit, „der Zweck meines Hierseins ist, Sie zu retten. Ich konnte es vermuthen, daß Sie nicht im Stande waren, Sich dem fürchterlichen Einflusse zu entziehen, den ein Bösewicht unaufhörlich auf Sie ausgeübt hat; ich berechnete, was die Furcht vor

der Rache des Gesetzes auf eine schwache Frau vermag, und ich bin gekommen, um Ihnen die Kraft zu bringen, welche die Religion allen Denen verleiht, die sich in der Stunde des Unglücks zu ihr flüchten. Ich weiß nicht, welcher Antheil Sie in dieser ganzen Sache trifft, ob Sie ganz oder nur halb strafbar sind, aber ich weiß, daß jetzt Ihre ganze Rettung nur in der Wahrheit, in der vollen Wahrheit liegt, wenn Ihnen der Himmel den Muth verleiht, sie zu bekennen. Wenn Sie auch durch sie dieses vergängliche Leben verlieren sollten, so retten Sie doch Ihr ewiges Heil, denn Sie treten dann vor den Richterstuhl Gottes mit dem Verdienst eines aus freiem Willen dargebrachten großen und erhabenen Opfers."

„Aber Sie, Montgeorge, werden mich verachten, wenn ich Ihnen ein Geständniß ablege," rief Madame Tiquet angstvoll.

„In dem bescheidenen Kleide, welches ich trage, lernt man nicht die Menschen verachten; ihre Schwächen erkennen, sie beklagen und ihnen zu Hülfe kommen, das ist die Pflicht einer christlichen Seele. Weiß ich nicht auch, daß ich nicht ohne Schuld an diesem Unglück bin? war ich nicht die erste Veranlassung, daß Sie Ihre Pflichten verletzt haben, und in Folge dessen in einen Abgrund des Elends gezogen worden sind? Glauben Sie mir, daß unsre traurige Verirrung mir viele und heiße Thränen gekostet hat und daß ich noch nicht am Ende der langen Büßung bin, die ich mir deshalb aufgelegt habe. Aber wollen Sie mir

bei diesem Werke der Buße nicht beistehen, und wollen Sie uns nicht die Hoffnung verschaffen, uns nach den Prüfungen dieser Welt in einem besseren Leben wiederzusehen?"

Dieses Wort glich dem rettenden Zweige, an dem der Versinkende sich festhält. Vor einem Augenblicke noch glaubte die Unglückliche, es sei Alles für sie verloren; da öffnete sich plötzlich die Pforte der Ewigkeit vor ihren Blikken, und zeigt ihr einen unerwarteten Trost!

„Ist es wahr," fragte sie in demüthigem und zerknirrschtem Tone, „daß Sie in jener Welt sich freuen würden, mich wiederzufinden?"

„Warum sollte ich es Ihnen nicht gestehen," erwiederte er nicht ohne Rührung, „daß Sie meine einzige Freude unter den Freuden der Welt waren, und daß das Gefühl, welches uns vereinigt hat, nachdem es durch die Reue und den Tod gereinigt worden, eine der Hoffnungen meines ewigen Lebens werden kann?"

„O ich danke Ihnen!" rief die Unglückliche, indem sie auf die Knie sank; „jetzt schwanke ich nicht mehr, jetzt weiß ich, was ich zu thun habe. Ja, ich will dieses ganze schändliche Gewebe offenbaren, was auch daraus entstehen möge, und Gott wird uns belohnen, indem er uns jenseits des Grabes wieder vereinigt. Aber Montgeorge," sagte sie, indem sie mit einem Gefühl edlen Stolzes aufblickte, „glauben Sie wenigstens nicht, daß ich jemals meine Hände in Blut getaucht habe; ich schwöre es Ihnen, daß mein ganzes Verbrechen darin besteht, in die Unterschiebung eines Fremden für meinen

Gatten gewilligt zu haben. Aber nie habe ich Antheil an einem Morde genommen, denn schon der Gedanke daran war mir zu schauderhaft, und als Sie zu mir kamen, sprach mein Gewissen schon fast eben so laut zu mir, als Sie zu mir gesprochen haben, um mir zu sagen, was ich zu thun verpflichtet sei."

„Dann wird Alles noch besser werden," erwiederte Montgeorge; „denn mit Rücksicht auf Ihre Geständnisse und auf die unglücklichen Verhältnisse, von denen Sie rings umstrickt waren, werden die Gerichte ohne Zweifel nachsichtig gegen Sie sein. Sie haben daher, ebenso wie ich, Zeit zur Reue."

„O mögen sie über mich verfügen, wie sie wollen; mein Leben, wenn es mir gelassen wird, soll der Buße geweiht sein, und ich werde es, so wie Sie, in einem Kloster beschließen!"

„Möge der Himmel Sie in diesem guten Gedanken befestigen!" sagte Montgeorge; „denn wir haben dann um so mehr Hoffnung, in einer besseren Welt wieder vereinigt zu werden. Aber bedenken Sie, daß Sie Sich ohne Verzug einer schweren Prüfung unterwerfen müssen, die Sie keinen Augenblick verschieben dürfen."

„Ehe eine Stunde vergeht, werde ich meine Pflicht gethan haben."

„So möge der Himmel Sie stärken!" sagte Montgeorge aufstehend.

„Leben Sie wohl, mein Bruder!" erwiederte Madame Tiquet, indem sie den zärtlicheren Namen unterdrückte, der ihr auf den Lip-

pen schwebte, und zugleich machte sie eine unwillkürliche Bewegung, als wollte sie ihre Trennung durch eine letzte Umarmung besiegeln. Aber Montgeorge hatte schon die Schwelle überschritten; doch schien es, als zahlte er in diesem Augenblicke der menschlichen Schwäche den letzten Tribut, denn indem er noch einen Blick zurückwarf, sah man zwei Thränen, die seinen Augen entrollten. Sie trennten sich, um sich hienieden nie wiederzusehen.

Als Madame Tiquet allein war, sank sie im heißen Gebet auf die Knie, um von oben Kraft zur Ausführung ihres hochherzigen Entschlusses zu erflehen; dann ging sie, um sich zu dem Criminalleutnant zu begeben, welcher ihr Geständniß empfangen sollte.

Nach einigen Minuten und nachdem sie sich unterwegs mehrere Male umgesehen hatte, ob Niemand ihr folgte, zog sie die Glocke an der Wohnung des Beamten. Es verging einige Zeit, ehe ihr die Thür geöffnet wurde, und es fehlte wenig, so wäre diese Verzögerung der Tod des edelsten Vorsatzes gewesen. Wie ein Blitz fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, daß sie der ganzen Rache der Gesetze entgegenging und daß es noch Zeit sei, umzukehren und zu entfliehen; aber im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür, und wie ein Rekrut, der zum ersten Male ins Feuer geht und mit geschlossenen Augen auf die feindliche Redoute zustürmt, so stürzte sie in das Haus, das sie vielleicht nur als ein Opfer des Henkers wieder verlassen sollte.

Der Criminalleutnant empfing mit dem höchsten Erstaunen die unerwartete Mittheilung der entsetzlichen Geheimnisse, von denen die Reuige ihr Gewissen vor ihm erleichterte. Ehe er ein Protokoll aufnahm und nachdem er Madame Tiquet auf die ganze Wichtigkeit ihrer Aussagen aufmerksam gemacht hatte, bei denen sie jedoch zu beharren erklärte, gab er Befehl, daß man sich Doucets Person bemächtigte. In weniger als einer Viertelstunde war dieser in der Hand der Gerechtigkeit, und zugleich wurde der Befehl ausgefertigt, die zu morgen angesetzte Hinrichtung zu unterlassen.

Doucets Liebe zu Madame Tiquet hatte mit unveränderter Gluth sein Herz erfüllt, so wenig Befriedignng sie auch erhielt, und selbst der letzte Schritt, den sie gegen ihn gethan, hatte dieses Gefühl nicht besiegen können, dem nur die Moralität fehlte, um durch seine Kraft und seine Tiefe auf einen gewissen Grad von Achtung Anspruch machen zu können. Er war der Erste, welcher in seinem Innern anerkannte, daß Madame Tiquet nach allen Gesetzen der Tugend und des Rechts so handeln mußte, wie sie gehandelt hatte, und er wollte ihr noch einen letzten Beweis von seiner unveränderten Liebe geben. Er berechnete, daß er durch ein vollständiges und aufrichtiges Geständniß alles dessen, was ihm zur Last gelegt wurde, die Lage dieser Frau verbessern würde, denn er nahm dann die ganze Summe dieser Verbrechen auf sich, von denen sonst der Parlaments-

räthin, wegen ihrer Verschweigung, ein Theil zur Last fallen würde.

Er verlangte daher —, und wer weiß, ob dies nicht auch eine List war, um die Geliebte noch einmal sehen zu können —, mit Madame Tiquet confrontirt zu werden, und gestand ohne Rückhalt Alles, dessen er beschuldigt war. Er fiel dann der unglücklichen Frau zu Füßen und bat sie unter heißen Thränen um Verzeihung wegen des vielen Bösen, das er ihr gethan hatte; er bat sie, wenn er nicht mehr sein werde, für die Ruhe seiner Seele zu beten, wie die Religion es erlaubte, obgleich er ein großer Verbrecher sei. Tief erschüttert versprach ihm Madame Tiquet seine Bitte zu erfüllen, und er verließ sie, indem er sagte, daß er nun zufrieden sterben werde.

Wie jetzt die Sachen standen, war das Geschäft der Richter sehr vereinfacht, und keine Furcht, sich zu irren, konnte ihr Gewissen mehr beunruhigen. Das gegen Tiquet erlassene Urtheil wurde cassirt und er wurde in den vollen Besitz seines Namens, Amtes und Würden eingesetzt.

Ein zweites Urtheil verdammte Doucet, öffentlich Abbitte zu thun, dann lebendig gerädert und aufs Rad geflochten zu werden. Gegen die Parlamentsräthin übte man Nachsicht, und es war nicht nöthig, wie Manche erwarteten, ihre Einschließuug in einem Kloster anzuordnen, denn sie hatte schon selbst um die Erlaubniß gebeten, ihr Leben im Dienste des

Himmels beschließen zu dürfen. Sie ging in das Kloster der Karmeliterinnen in der Straße Grenelle, wo sie bis zu ihrem, nach wenigen Jahren erfolgten Tode ein Gegenstand der Erbauung für Alle war.

Jean Doucet starb mit Ruhe und Standhaftigkeit, nachdem er die Tröstungen der Religion erhalten hatte.

Nachdem das Volk sich an der Hinrichtung geweidet hatte, strömte es nach der Kirche Saint-André-des-Arcs, erbrach das Grabmahl, in welchem Romainville's Leichnam lag, schleppte diesen durch die Straßen und würde ihn in eine Schleuße geworfen haben, hätten nicht die Bitten seiner Frau, die gewissermaßen Wittwe zweier Männer geworden, die wüthende Menge endlich erweicht. Gegen eine Vergütung von drei Livres entschloß sich der Todtengräber von Saint-André dieser gefallenen Größe in einem Winkel des Gottesackers ein Grab zu graben, und hier lag er eben so ruhig, als hätte er in den Gewölben der Kirche die Posaune des jüngsten Gerichts erwartet.

Der Chevalier von Saint-Thomas, welcher der intime Freund des Mannes wurde, da er nicht der der Frau hatte werden können, entlehnte von Zeit zu Zeit von Tiquet kleine Summen, die er ihm nur selten pünktlich wiedererstattete. Durch seine Unmäßigkeit in den Freuden der Tafel wurde er schwerfällig und kränklich, so daß er den Dienst verlassen mußte und sich in eine der mittägigen Provinzen

Frankreichs zurückzog. Hier vertrieb er sich unter Andrem die Zeit damit, seine Memoiren niederzuschreiben, und aus diesen haben wir den größten Theil der Materialien zu unsrer Erzählung geschöpft.

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

Im Literarischen Museum in Leipzig erschien:

Auswahl der neuesten und besten Romane von Friedrich Soulié*).

44 Bändchen, Ladenpreis 11 Thlr., zusammengenommen für 3 Thlr. 16 gGr.

oder einzeln:

Die Freier. 3 Bde. Ldpr. $\frac{3}{4}$ Thlr. jetzt $\frac{1}{2}$ Thlr.
Jung und Alt. 12 Bde. Ldpr. 3 Thlr. jetzt 2 Thlr.
Diana und Louise. 4 Bde. Ldpr. 1 Thlr. jetzt $\frac{2}{3}$ Thlr.
Christine in Fontainebleau. Ldpr. $\frac{1}{4}$ Thlr. jetzt $\frac{1}{6}$ Thlr.
Erste Liebe. 2 Bde. Ldpr. $\frac{1}{2}$ Thlr. jetzt $\frac{1}{3}$ Thlr.
Das Schloß in den Pyrenäen. 8 Bde. Ldpr. 2 Thlr. jetzt $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Der Bananenbaum. 3 Bde. Ldpr. $\frac{3}{4}$ Thlr. jetzt $\frac{1}{2}$ Thlr.
Acht Tage im Schloß. 6 Bde. Ldpr. $1\frac{1}{2}$ Thlr. jetzt 1 Thlr.
Kleine Romane: Der Schwur der Carbonari, das Fräulein von La Faille, die Trappistin, die Nichte des Herrn von Vaugelas, ein Montmorency. 4 Bde. Ldpr. 1 Thlr. jetzt $\frac{2}{3}$ Thlr.

---

*) Diese Ausgabe von Soulié's neuesten Romanen wird fortgesetzt. Obige 44 Bde. bilden die erste Serie; von der zweiten sind bis jetzt 14 Bde. (enthaltend: Geheime Dramen, Von Tag zu Tag, Die Löwin) erschienen, à 10 bis 12 Bog. stark, Preis 6 gGr.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

4322

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rabou, Charles

Rabou's Werke Aus dem Französischen von Louis Fort

Bd.: 3

Leipzig 1847

P.o.gall. 1781 r-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10096443-0